c

Kleine
Kinderbibliothek

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Campe

Erster Theil

Neue, stark verminderte, und dadurch verbesserte Ausgabe

Mit Chursächsischer Freiheit

Braunschweig
in der Schul=buchhandlung
1794.

G 69 | 1688

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Schon lange wünschte ich, diesem Werke durch Ausmerzung mancher Stücke, die ich nicht mehr billigen konnte, und durch eine bessere Zusammenstellung der übrigen, eine solche Gestalt zu geben, die meinen jetzigen Einsichten gemäßer wäre: allein der Umstand, daß bald dieser, bald jener einzelne Theil desselben, und nie das Ganze, von neuen aufgelegt werden mußte, hinderte

mich an der Ausführung dieses Vorsatzes. Endlich habe ich lieber eine beträchtliche Menge noch vorräthiger Exemplare einzelner Theile aufopfern, als diese mir nöthig scheinende Verbesserung länger aufschieben wollen.

Es erscheint also diese Kinderbibliothek hier in einer, wenigstens um ein Sechstel verminderten, auch sonst noch hin und wieder verbesserten Ausgabe. Daß schon die bloße Ausmerzung der nunmehr verworfenen Stücke eine wahre Verbesserung sey, werden diejenigen, die sich die Mühe geben wollen, diese Stücke in einer der frühern Ausgaben nachzusehn, nicht in Abrede seyn.

Ausserdem hat die gegenwärtige Ausgabe vor den vorhergehenden auch noch den

Vor-

Vorzug, daß alles, was für Kinder von einerlei Alter oder vielmehr von einerlei Fähigkeit und Ausbildung gehört, zusammen gestellt worden ist; dahingegen vorher die Einrichtung getroffen war, daß jeder einzelne Theil drei, durch Druckerstöcke unterschiedene Abschnitte für eben so viele Klassen von Kindern hatte. Jetzt enthält das erste Bändchen alles, was für die jüngsten Leser, das zweite und dritte, was für die darauf folgenden, das vierte und fünfte endlich, was für diejenigen Kinder gehört, die auf der höchsten Stufe des kindischen und auf der untersten des Jünglingsalters stehen. Daß diese Eintheilung nicht mit mathematischer Genauigkeit gemacht werden konnte, sondern hin und wieder einzelne Stücke in der einen Abtheilung vorkommen mögen, die

eben so schicklich auch in eine der übrigen hätten aufgenommen werden können, versteht sich von selbst; und wird von billigen Beurtheilern dieser Kleinigkeiten dem Herausgeber auch wol nicht zum Fehler angerechnet werden.

Braunschweig, den 1sten Decbr. 1793.

Der Herausgeber.

Inhalt.

1. Bruder und Schweſter . . S. 1
2. Fiekchens Wiegenlied, ihrer Puppe vorzuſingen 2
3. Wie nöthig es iſt, gehorſam zu ſeyn 3
4. Die drei Goldfiſchchen. Eine Fabel . 6
5. Die ſchönen Kleider . . . 9
6. Der kleine Gärtner . . . 14
7. Das Mährlein von der Geis . 16
8. Die vier Jahrszeiten . . . 17
9. Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn 21
10. Des kleinen Friedrichs Geburtstag 22
11. Das Kinderſpiel . . . 24

12.

12. Der lügenhafte junge Ochs, Eine Fabel . . . S. 27
13. Das wohlbestrafte Kind . . 29
14. Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben 36
15. Sehnsucht nach dem Frühlinge . 40
16. Das milchweiße Mäuschen . 42
17. Das Lämmchen . . . 43
18. Die naseweise junge Fliege. Eine Fabel 44
19. Hedchen 47
20. Gespräch zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterin 48
21. Die Steckenreiter . . . 53
22. Das Besinnen . . . 54
23. Das Kind und die Hofmeisterin . 56
24. Leopold und Nantchen, am Weihnachtsabend . . . 61
25. Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen . . . 64
26. Fritzchen, als der Mai da war! . 73
27. Gefälligkeit erwirbt Liebe . . 75
28. Sophie und ihre Mutter . . 79
29. Mailied 83
30. Franz und Fritz. Eine Romanze . 84
31. Fritz und seine Mutter . . 88

32. Enthaltsamkeit . . . S. 89
33. Der Hengst und die Wespe . . . 94
34. Wiegenlied 95
35. Das schlaflose Kind . . . 97
36. Luischen 99
37. Zwei Knaben 102
38. Der Geburtstag . . . 103
39. Der arme Mann und sein Kind 106
40. Die aufrichtigen Kinder . . 108
41. Die Katze, die alte und die junge Maus 112
42. Das heldenmüthige Kind . . 114
43. Es ist nicht gut, ungehorsam zu seyn 116
44. Der Bauerknabe, als er den kranken Karl erblickte . . . 118
45 Willst du froh beim Spiele seyn, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße 119
46. Fritzchen, am Weihnachtsabend . 122
47. Karl und Lieschen . . . 123
48. Auf ein andermal bedächtiger . 125
49. Fritzchens guter Vorsatz . . 126
50. Malchen, eine kleine Erzählung 128
51. Junker Hans 130
52. Lied eines Fröhlichen . . 135
53. Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist! . . 137
54. Der furchtsame Knabe. . . 138

55. Die Blumen : : : S. 140
56. Lieschen zum Schmetterling. : 143
57. Fritz und der Käfer : 144
58. Fritzens Morgenlied : : : 146
59. Der Klügste gibt nach : : 148
60. Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen : : : : 149
61. Die Katze, die Maus und das Mäuselein 163
62 Am 24sten Jenner 1781 : : 166
63. Der arme Mann : : : 168
64. Feldlust : : : : 169
65. Der Nebel : : : : 172
66. Die Krankheit : : : 176
67. Zeno und sein heißhungriger Schüler 180
68. Am Weihnachtsabend : : 181
69. Der Waghals : : : : 184
70. Fritzchens Danklied nach überstandener Krankheit : : : 185
71. Als Schwester Lottchen verreiset war 187
72 Das kleine Hannchen, da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte : 188
73. Man muß sich so wenig, als möglich, von andern bedienen lassen : 190
74. Der gute Niklas : : : 192
75. Sey nicht so voreilig mit deinem Tadel 193
76. So gehts, wenn man nicht gehorsam ist! 197

76.

77. Die beiden ungleichen Brüder . . S. 201
78. Fritzchen, an ein Vergißmeinnicht-blümchen . . . 205
79. Fritzchen, da sein Schwesterchen wieder freundlich war . . 207
80. Der dankbare Anton . . 208
81. Aufmerksam 220
82. Körper 222
83. Wesen und Mensch . . 229
84. Theil 236
85. Die Schiffahrt. Fritzchen an seinen Freund Hänschen . . 241
86. Fritz, der Näscher . . . 243
87. Das reinliche Kind . . . 245
88. Ein bewährtes Mittel recht lange, recht gesund, und recht froh zu leben 248
89. Die Fischer 255
90. Die Freuden des Stadtlebens . 257
91. Liebe und Gehorsam gegen die Eltern 270
92. Folgen der Ordnung und der Unordnung 271
93. Der kleine Vogelfänger . . 279
94. An den December . . . 283
95. Gespräch über das vorstehende Gedicht 286
96. Auf den Wechsel der Jahrszeiten 291

96.

97. Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen S. 292
98. Der Affe : : : : : 293
99. Was sind Kennzeichen? : : 294
100. Was ist eine Eigenschaft? : : 302
101. Der Schmetterling und die Biene 308
102. Was ist Unterschied und Gleichheit 308
103. Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde : : : : 314
104. Was heißt: glückselig seyn? : 316
105. Wie man's treibt, so gehts : 323
106. Was ist Mitleid? : : : 326
107. Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben? : : 330
108. Was ist Ursache, und was ist Wirkung? 335

Bruder

Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb ich mehr
Als alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beide.

Die guten Eltern! — O wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, wie sie, kann nichts uns seyn.

Fiekchens Wiegenlied,

ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draussen ist ein Schaf;
Das ist dir ein gar frommes Blut,
Das keinem was zu leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurt, es lermt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht:
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein;
Nie hört man es gewaltig schrein!
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speis't vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sey sanft, wie unser Schaf;
Sey immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut:
Schlaf, Kindchen, schlaf! *) C.

Wie nöthig es ist, gehorsam zu seyn.

Franz und sein Bruder Gottlieb baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben möchte, im Garten zu spielen.

*) Die Melodien zu den in diesen Werke enthaltenen Liedern, findet man in Reichards Lieder für Kinder aus Campens Kinderbibliothek. Braunschweig 1781.

Das könnt ihr thun, antwortete der Vater; aber ihr müßt auch darin bleiben, und nicht hinauslaufen.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sah Franz die hintere Gartenthür offen stehn; und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber Vater sagte ja: wir sollten im Garten bleiben!“ antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wol nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür hinaus auf die Straße laufen; aber hier hin, zwischen die Büsche zu gehen, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlieb; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand; so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute sagen!

Ich wußte wohl, daß ihr ausser dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen sagte ich euch, ihr solltet darin bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen; weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet.

Da mußten die beiden Knaben sich künftig gefallen lassen, in der Stube zu sitzen, wann der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehen.

O wie oft seufzten sie da: wären wir doch nicht ungehorsam gewesen!

E. R.

Die drei Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einsmals drei Goldfischchen; die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und liessen sichs wohl schmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: „Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet.“

Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist; und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin!“

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich will's ihnen wol verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann einer von ihnen kam, und durchschwimmen wollte; so plätscherte er mit einem

Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrack und zurückschiffte.

Eben das that er auch, wenn eins von ihnen oben auf's Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge.

Nun, dacht' er, werden sie mich wol verstanden haben, und ging nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten das Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

„Geht er doch selbst da oben, sagte der Eine; warum sollten wir nicht auch ein bischen höher kommen dürfen?"

„Und warum sollen wir eingesperrt seyn? sagte der Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich spatzieren?"

„Es ist gewiß ein harter Mann, sagte der Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!"

„Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte der Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Spazierreise in den großen Teich vornehmen."

„Und ich, rief der Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen."

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug zu denken:

„Der gute Mann muß doch wol seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat."

„Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß."

„Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?"

„Nein, er ist gewiß nicht hart; und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum ers so will."

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Der eine schwamm durchs Gitter in den großen Teich, und der andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenschein, und beide lachten ihren Bruder aus, daß ers nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Der Eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf ihn zu, und verschlang ihn.

Den Andern, der sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf ihn herab, fing ihn, und fraß ihn auf.

Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter.

C.

Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinewand und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche wie die großen Damen gekleidet gingen; und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurück kam, schenke mir doch ein Kleid von Seide und gestickte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir auch das Haar frisiren!

Das will ich wol thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht; aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt seyn wirst.

„Warum nicht, lieber Vater?“ fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädiget oder beschmutzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmal unsauber geworden sind.

„O ich will mich schon in Acht nehmen.“

„Nun, es sey,“ sagte der Vater, und ließ ihr machen alles, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Spaziergang angestellt, und Nantchen war dabei.

Man kam an eine Wiese, die voll Maiblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herum flatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blumen zu pflücken und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feucht wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin ginge.

Sie muste also einsam stehen bleiben, bis die Andern genug eingesammelt hatten und zurück kamen.

Jetzt ging der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen muste, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreissen, blieb etwas zurück, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen.

Auf einmal hörte man ein ängstliches Geschrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne Reissen ab, und die ganze Frisur war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband auflösen zu lassen: aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihrentwegen in ihrem Vergnügen sollten gestört werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurück kommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lieber Vater hatte doch wol Recht!

Nach einer Stunde kamen alle zurück, und riefen ihr entgegen: geschwind, Nantchen, es wird regnen; dort kömmt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ungeachtet die Schnürbrust und die kleinen engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die Andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihren Poschen, bald mit ihrer zerrissenen Frisur.

Indeß war das Gewitter heran gerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich umkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir morgen ein ander seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sah.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wol, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage, und vergib mir, daß ich eine Thörin war!

C.

Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut wäre, und daß sie sich deswegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieses entweder nicht recht verstanden, oder wieder vergessen.

Man hatte für ihn und seinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit jeder von ihnen seinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darein zu säen und zu pflanzen, was sie wollten.

Franz erinnerte sich hierbei dessen, was ihr Vater ihnen oft gesagt hatte, und sprach zum Gärtner: lieber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen soll!

Jakob gab ihm kleine Büsche, die wie Unkraut aussahn, und Stauden, die den Dornen glichen; und Franz pflanzte sie auf sein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, soll ich dir auch so was für deinen Garten geben?

Fi! war seine Antwort, was soll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte seinen ganzen Garten mit Blumen, welche schon gepflückt waren.

Jakob ließ es geschehen.

Am andern Tage sah Leopold, daß seine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andre hin, die er von neuem abgepflückt hatte.

Aber auch diese verwelkten bald; und endlich ward er's überdrüßig, die Stelle der verwelkten durch frische Blumen zu ersetzen.

Sein kleiner Garten wurde also dem Unkraute Preis gegeben.

Nach einiger Zeit sah er an den kleinen Büschen in seines Bruders Garten etwas Röthliches hängen, und rief ihn, um zu sehen, was das doch seyn möchte?

Und siehe! es waren schöne wohlschmeckende Erdbeeren.

Ach! sagte Leopold, hätt' ich doch auch solch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sah er etwas Aehnliches an den dornichten Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach! sagte Leopold wieder, hätt' ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Iß! sagte sein Bruder, als wenn es die deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht!

C.

Das Mährlein von der Geis.

Es war mal eine Geis,
Der war's zu wohl im Stall;
Da ging sie hin aufs Eis,
That einen bösen Fall.
Und als die Geis gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

„Du albernes Geiselein,
Hättest wol können vorsichtig seyn;
Sieh, hast gebrochen ein Bein!"

Ach, ach, sprach drauf das Geiselein,
Ach, allerliebstes Mütterlein,

Hätt'

Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk sich wohl die Jugend an:
Bald ist ein kecker Streich gethan,
Und reut den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thät's wol nicht mehr!

E.

Die vier Jahrszeiten.

Ach! wenn's doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz ausser sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater, und er thats.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund umher sahn sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und ließen sich's den ganzen Tag über recht wohl seyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer: aber die Luft war sanft erwärmt und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst recht ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst, aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber seyn; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er weg bliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich! fragte sein Vater.

„Wirklich!“ war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch!

„Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ Und nun lies auch hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!"

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jetzt eben?

„Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn möchte!"

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst seyn möchte.

Denke einmal nach, was folgt wol daraus.

„Daß alle Jahrszeiten gut sind."

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätt' es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und

Schneemänner machen zu können: und wie viel anderer Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

E.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahn.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du; und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er über dem gar zu großen Eilen nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

E. R.

Des kleinen Friedrichs Geburtstag *).

Es war einmal, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,
Hieß Friedrich; war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und bescheiden,
Nicht zänkisch und nicht wild;
War sanft, wie kleine Schäfchen,
Und wie ein Täubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen;
Das Knäblein wuchs heran:
Und seine Eltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshause
Sah man es fleißig gehn,
Und jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede stehn.

Auch

*) Dieser kleine Friedrich war der hoffnungsvolle Anhalt-Dessauische Erbprinz.

Auch war ihm in der Schule
Ein jeder herzlich gut,
Denn allen macht' es Freude,
Und allen war es gut.

Einst hieß es: Brüder, morgen
Fällt sein Geburtstag ein!
Gleich riefen all' und jede:
Der muß gefeiert seyn!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn alle, alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und alle, alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;
Sein Segen folgt dem Knaben,
Da, wo er geht und steht.

S.

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lermen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
Ists Zeit noch genug!
Wer wollte wol knurren;
Der wär' ja nicht klug.
Wie lustig stehn dorten
Die Saat und das Gras;
Beschreiben mit Worten
Kann keiner wol das.

Ha, Brüderchen, rennet!
Ha, wälzt euch im Gras!
Noch ist's uns vergönnet,
Noch kleidet uns das.
Ach! werden wir älter,
So schickt sich's nicht mehr;

Dann treten wir kälter
  Und steifer einher.

Ei, seht doch, ihr Brüder,
  Den Schmetterling da?
Wer wirft ihn uns nieder?
  Doch schonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
  Der ist wol sein Freund;
O schlag' ihn ja keiner,
  Weil jener sonst weint!

Wird dort nicht gesungen?
  Wie herrlich das klingt!
Vortreflich, ihr Jungen!
  Die Nachtigall singt.
Dort sitzt sie! Seht, oben
  Im Apfelbaum dort;
Wir wollen sie loben,
  So fährt sie wol fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
  Und laß dich besehn!
Wer lehrt dich die Lieder?
  Du machst es recht schön!

O laß dich nicht stören,
  Du Vögelchen du!
Wir alle, wir hören
  So gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
  Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
  Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
  Ist diesmal vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
  Sey was es auch sey.

Laßt Kränzchen uns winden;
  Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
  Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
  Ein Mäulchen, wol zwei:
Juchheissa! ich habe,
  Ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter
  Die Sonne, so früh?
Wir sind ja noch munter;

Ach,

Ach, Sonne, verzieh!
Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

Overbeck.
(Abgeändert.)

Der lügenhafte junge Ochs.
Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war: so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf abzuhalten, daß er keinem von den Jungen etwas zu Leide thäte.

Aber

Aber dann fanden sie an dem Ort, wo sie das Heulen gehört hatten, keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß ers gewesen sey, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

„Mu! Mu! Mu!“ brüllte er; welches so viel heißen sollte, als rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wollte.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her; faßte ihn bei der Gurgel und — fraß ihn auf!

„Ach! seufzt' er da bei sich selbst, indem er starb: wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

C.

Das

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolf kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück; und sprach im Gehn
Bekümmert:

„Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!" —

Rudolf kam
In seine Hütte; sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt;
Und Fritz liegt kniend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

„Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolf; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?

Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es ging.
Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
„Ach Gott!" – seufzt er. Mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und bands
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück."

„Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht!"

Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebar?

„Fritz,

„Fritz, böse? — Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr
Dann wird er weis' und gut!“

Dann wird
Er grausam!

„Nein, ich steh dafür,
Das wird er nicht. — Und, Fritz, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? — Du thust so scheu?
Es muß was Arges seyn.“

Sehr arg;
Doch schämt er sich, das ist noch gut.
„Was that er denn?“

Gern möcht ich dirs
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.

„Sag' es nur!“
Es sey. Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen übern Zaun den Arm
Sich aufriß; wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf;
War das der rechte?

„Ja, recht schön!
„Nur weiter!"

Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

„Nun, was?

Berupft er es.
„Berupft es?"

Ja, den ganzen Leib.
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.

Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! — Mann, ich hörts; mir gings
Durchs Herz! —

Er wird ein Bösewicht,
Denk nur, wenn er erst größer ist!
Das kränkt mich. O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan!

Oft sagt ich: unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! — Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —

„Sey ruhig, Grete; weine nicht;
Es lebt ein guter Gott; der liebt
Der frommen Eltern Redlichkeit.
Wird er ein Bösewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. —

Komm her,
Mein Sohn; sieh welchen Kummer du
Uns heute machest. — Gut, du weinst;
Ich weine auch; — komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz; denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr!

Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen.

Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier

Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir
Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: solch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben.
Denkst du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Das bloß der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten: denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast
Ihn so geplündert! —
Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draußen frieren ließ'? Du hasts
Verdient: doch grausam wär ich dann,
Und gliche dir und litte mehr
Dabei, als du! —
Komm, zittre nicht,
Sey ruhig; denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn, und hasset nur
Den Uebelthäter — Ach! von dir
Hoft ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?"

„Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich."

Leicht ist der Eltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne Falsch und tugendsam
Ein Muster für die Kinderwelt.

Einst sah er — ach mit trübem Blick
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: „Steig hinauf,
Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;
Dein Vater wird's zufrieden seyn,
Nicht wahr?"

„O ja!"

„Verbrenne sie,
Die bösen Federn!" —

Mutter, nein.
Sie sollen bleiben, und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder giebt,
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,

Und spreche: seht, einst war ich bös',
Und, daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Eltern Rath.

Eschenburg.

Nach dem Französischen des
Le Monnier.

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der älteste war ohngefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Eltern auf das zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus,

damit

damit niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte.

Dem ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein vor allemal verboten, sowol diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden wäre.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in Kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmal die Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein vor allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andre reichte.

Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

„Wol wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er zu Hause kommt.“

„Und verderben werden wir ja auch nichts daran: sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß,“ — und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wol nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollten.“

„Nun stelle dich da hin, und gieb Acht, wie ich kommandire; wenn ich Feuer! rufe: so mußt du abdrücken.

Schon standen beide gegen einander über, und Wilhelm kommandirte:

„Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer! "

Mit diesen Worten drückten beide los, und beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbei gerannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

C.

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!

Wie möcht ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehn!
Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal spatzieren gehn!

Zwar Wintertage haben
Wol auch der Freuden viel;
Man kann im Schnee eins traben,
Und treibt manch' Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand;
Auch giebts wol Schlittenfahrten
Aufs liebe freie Land.

Doch wenn die Vöglein singen,
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Jetzt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel stehn;
Denn draussen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht gehn.

Am meisten aber dauert
Mich Fiekchens Herzeleid.
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blumenzeit!

Umsonst hol' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei:
Sie sitzt in ihrem Stühlchen
Wie's Hühnchen auf dem Ei.

Ach wenn's doch erst gelinder
Und grüner draußen wär!
Komm, lieber Mai! wir Kinder,
Wir bitten gar zu sehr!

O komm und bring vor Allen
Uns viele Veilchen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kukuks mit!

Overbeck.
(Abgeändert.)

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind!
Sie laurt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht:
Mein Rath ist gut gemeint.“

„Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.“
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
„O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht.“

Nun ging sie einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.

Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod!“
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrod.

Bertuch.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein,
Es möchte dir mislingen!

Allein

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
„Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen."

Bertuch.

Die naseweise junge Fliege.

Eine Fabel.

Diese junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerheerdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht ward.

Die

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte:

„Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme.“

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

„Darum, antwortete die Alte, weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen möchtest.“

Junge.

Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte.

Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge.

Warum hineinfallen?

Alte.

Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung: so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinab fiel, und nimmer wieder heraus kam.

Die Alte glaubte hiermit genug gesagt zu haben, und flog davon.

Ihr

Ihr Jungfer Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst:

„Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!“

„Da soll ich mir nun nicht einmal das unschuldige Vergnügen machen, über dem dampfenden Brunnen hin zu fliegen!“

„Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!“

„Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werd' ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein bischen herum fliegen.“

„Ich will doch sehen, wer mich hinein ziehen wird!“

Mit diesen Worten flog das schnippsche Ding hin.

Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte.

Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen:

„Unglückliche Kinder, die sich klüger, als alte Leute dünken, und auf keine Warnung achten!

C.

Hedchen.

Das sanfte Hedchen wollte nicht
Nach Fritzens wilder Art die Knabenspiele spielen.
Er bittet, nichts! Er zürnt, sie will nicht hören!

Da hob er seinen Stab, auf den er ritt,
Halb scherzend, drohend halb empor,
Und ach! der schwere Stab
Fiel, fiel auf Hedchens Kopf!

Das arme Mädchen schrie, daß weit der Garten scholl,
Und warf vor Schmerz sich weinend nieder.

Und Fritz erschrack; er hub mit an zu weinen,
Und bat sie kläglich aufzustehn. —
Sie weint und steht nicht auf.

„Ach

„Ach, liebe Schwester,
Da, nimm den Stock und schlag mich zweimal wieder!
Ich halt' es aus; ich hab' es wol verdient:
Steh auf:“

Nein, Fritz, der Schlag thut gar zu weh,
Versetzt das gute Kind, ich kann dich so nicht schlagen!

Brückner.

Gespräch

zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterin.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen.

Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter.

Wem?

Karo=

Karolinchen.

Einem unartigen Jungen.

Mutter.

Damit er artig würde?

Karolinchen.

Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter.

So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen.

— Na, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören, und schelten würde.

Mutter.

Und du?

Karolinchen.

Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab ich dem lieben Gott wieder. Ich glau-

be, er wird sich recht darüber gefreut haben! (Sie hüpft dabei).

Mutter.

Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen.

Der Junge mag es wol aus Noth gethan haben.

Mutter.

Das denk ich auch.

Karolinchen. (zu Luisen.)

Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise. (zur Mutter.)

Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt Alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen.

Wer hat nun Recht?

Mutter.

Du nicht völlig, meine liebe Seele! Ei, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben

den Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt!

Karolinchen.

Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter.

Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen.

Ja — denn —

Mutter.

Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen? Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wärs ein anders gewesen. — Was wars für ein Vogel?

Karolinchen.

Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte

mir versprechen, daß er ihn nicht wieder haschen wollte.

Mutter.

Hast gut hausgehalten. — Hier ist wieder Geld!

Karolinchen.

Dank, liebste Mutter!

Mutter.

Und hier noch ein Kuß! (Sie küßt sie) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut seyn mögest!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie; abgeändert.

Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knapp;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier möcht' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entsetzlich
Helles Gewieh'r.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Rapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir hinab!

Und auf die Letzte
Wird's wieder werth
Das schlechtgeschätzte
Hölzerne Pferd.

So bleibt's bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr!

Overbeck.

Das Besinnen.

Aber ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn! sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

„Darum, weil ich jetzt nicht Lust habe," antwortete Fritz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das

Das Mädchen setzte sich in die Ecke und weinte.

„Warum weinst du?“ sprach die Mutter, die eben herzutrat; „hast du etwa deinem Bruder was zuwider gethan, weil er so verdrießlich da sitzt?“

„Ich muß wol, liebe Mutter, denn er schlägt mir's eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.“

„Ist das wahr, Fritz,“ fragte die Mutter; hat sie dir was zuwider gethan?“

„Nein, ich bin's, der unfreundlich gegen sie war,“ antwortete Fritz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte, „komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten!“

„Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragte ihn freundlich: aber hast du denn auch Lust dazu?“

E. R.

Das Kind und die Hofmeisterin.

Erst das Kind allein zu ihrer Puppe.

So, Mamsel? Sie wollen mich nicht hören? Sie wollen den Kopf immer schief halten? Warten Sie nur, ich werde böse werden; noch viel böser, als meine Hofmeisterin gestern war, als ich den Hund schlug.

Hofmeisterin, die im Hereinkommen hört, was sie sagt.

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe; hat die Puppe dir was nicht recht gemacht?

Kind.

Ja, sie will den Kopf nicht gerade halten!

Hofmeisterin.

Nun, da konntest du freilich nicht freundlich bleiben: aber sprachest du nicht von Bösewerden?

Kind.

Böswerden? — Nun, ich — Aber haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterin.

Gesetzt, ich hätte nichts gehört, und verlangte nun zu wissen, was du deiner Puppe sagtest? Würdest du mir wol etwas verschweigen wollen?

Kind.

O fi! da wär' ich ja ein böses Kind! Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen, wenn ihre Eltern oder ihre Vorgesetzten sie fragen.

Hofmeisterin.

Recht, Liebe! Komm, umarme mich, und dann sage mir doch, was du alles mit deiner Puppe sprachst?

Kind.

I, sie wollte den Kopf nicht gerade halten, und da sagt ich ihr: wenn sie's nicht thäte, so wollt' ich böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterin geworden wäre, da ich den Hund geschlagen hatte.

Hofmeisterin.

Du meinst also, ich wäre gestern böse gewesen?

Kind.

Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus, als sonst; ich meinte, sie sähen zornig aus.

Hofmeisterin.

Nicht zornig, mein Kind; aber **traurig**, bekümmert war ich wirklich. Denn erstlich that es mir weh, daß du dem armen Hunde Schmerzen machtest, und dann besorgt ich auch, daß er dich endlich beissen würde, wenn du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzugehen. Ich warnte dich also, und da du mich nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du ein ungehorsames Kind geworden wärest, und darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Da hast du nun gemeint, ich wäre zornig geworden! — Zornig? Pfui! da hätte ich ja eben so übel gehandelt, als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind.

Aber sind Sie denn auch nun nicht böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Hofmeisterin.

Eben so wenig, mein Kind; ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegenheit gegeben hat, dir einen Irthum zu benehmen. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind.

O ja, — aber —

Hofmeisterin.

Nun?

Kind.

Ja, wenn Sie doch niemals wieder unzufrieden mit mir würden?

Hofmeisterin.

Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemals wieder Ursache dazu haben möge: denn es thut mir immer weh, wenn ich es seyn muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede darzu.

Kind.

Welche denn?

Hofmeisterin.

Daß du künftig gleich aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechtem abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert seyn —

Kind.

Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir seyn werden?

Hofmeisterin.

Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingungen dieses Versprechens erfüllen!

Kind. (hüpfend)

Ja, ja, das will ich, das will ich!

* * *

Das Kind hielt Wort. So oft es künftig etwas thun wollte, welches nicht hübsch war, so brauchte die Hofmeisterin ihr nur einen Wink mit den Augen zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterin eben nicht bei der Hand: so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sey.

Daher hatte denn die Hofmeisterin auch niemals wieder Ursache unzufrieden zu seyn, und beide lebten also immer in herzlicher Freundschaft und in beständigem Vergnügen.

Leopold und Nantchen.
am Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dirs auch ums Herz,
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun
Die lieben Eltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt; und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und können's ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben,
Was mich so traurig macht, daß wir

Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wol helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!
So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu seyn!

(Sie knieen nieder.)

Nantchen.

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Eltern
Durch unsre Artigkeit erfreun.

Leopold.

Und sieh! Wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmal!

Nantchen.

Das thut
Uns denn so leid!

Leopold.

Ach, ja! so leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du bist
So groß und gut, und hilfst so gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuen fehlen!

Leopold.

Hilf, ach! hilf
Uns doch, du großer lieber Gott!

Nantchen.

Du thust es doch?

Leopold.

Du thust es: — Amen!

C.

Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich ging mit seinem jüngsten Sohne, Hänschen, weit ins Feld spatzieren. Es war an einem angenehmen, aber noch ziemlich warmen Herbsttage.

Vater, sagte Hänschen, da sie bei einem Garten vorbei kamen, der mitten im Felde lag, — mich durstet gar zu sehr!

Mich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir nach Haus kommen.

Hänschen.

Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich.

Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hänschen.

Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich.

Und was würde der, dem der Garten gehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hänschen.

Der ist gewiß nicht hier; und es ist auch keiner da, der's ihm wieder sagen könnte!

Ehrenreich.

Du irrest, mein Kind! Einer wenigstens würd' es gewiß sehn, und der müßte uns deswegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hänschen.

I, wer denn?

Ehrenreich.

Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hänschen.

Ach ja; daran hatt' ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehn hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hänschen folgendermaßen anredete:

„Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu

steigen und etwas zu nehmen, das nicht dein war!"

„Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangel habe legen müssen. Du würdest hineingetreten und simmer lahm geblieben seyn."

„Aber, weil du auf die Erinnerung deines Vaters den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführt hast: so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben."

Er ging darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Hänschen einen ganzen Huth voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollte es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen.

Ehren-

Ehrenreich drückte ihm gerührt die Hand, und gieng mit seinem Hänschen weiter.

Hänschen.

Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich.

Das ist er; und so sind alle, die auf das, was ihnen täglich begegnete, geachtet und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Hänschen.

Hätte uns der liebe Gott denn wol auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich.

Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren seyn?

Hänschen.

Ja, aber Gott hatte doch die Fußangel nicht dahin gelegt?

Ehrenreich.

Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein Wissen und ohne sein Zulassen geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen. Höre, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war: da hatten wir zwei Nachbaren, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andre Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Christian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbaren waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Christian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehn, ob er auch niemand schaden würde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen

in

in unsers und des Nachbars Garten, so daß keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmal bemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich.

Aber unglücklicher Weise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun müsse, wenn man ganz allein ist. Er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmal wieder ganz allein im Garten war, kriegte er abermals Lust, sich durch Werfen zu ergötzen; und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubte er, daß es ihm nicht schaden würde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten.

Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es wäre genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts böses thäte. So bald man aber allein wäre, dacht' er, könnte man thun, was man wollte.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei sich, um die Sperlinge zu schießen, die ihm die Kirschen abfraßen. Sie standen in einer Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen sollten: aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dacht' er, wenn ich ein bischen mit der Flinte spiele? Ich werde ja keinen damit todt schießen, und Vater ist ja nun im Hause!

Er ergriff die Flinte, und exerzierte damit, wie ein Soldat. Dann wollt' er versuchen, ob er auch wol schon den Hahn spannen könnte.

Er legte also die Flinte auf die Hecke, recht nach Nachbar Schmids Garten hin, und nun faßt er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben dem Augenblicke warf Christian aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber; traf Konrads Auge; Konrad ließ vor Schrecken und Schmerz den aufgezogenen

Hahn

Hahn fahren; puff! ging der Schuß los, und au! au! au! hörte man in beiden Gärten schreien.

Konrad war um sein Auge, und Christian hatte den ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und beide blieben es ihr Lebelang.

Hänschen.

O der arme Christian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deswegen, weil jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hänschen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen; siehst du, Hänschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte: so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, so bald sie allein gewesen wären. Nun aber lernten sie aus ihrer Erfahrung, daß das Böse, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft werde.

Daher besserten beide sich, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte: denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Hänschen.

Nun will ich auch niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

C.

Fritzchen,

als der Mai da war.

Endlich, endlich hab ich ihn,
Meinen Sommermann!
Nun ist alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn;
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geisblatt nach:
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber guter Mai,
Sey gesegnet mir!
Wenn du kömmst, ist alles neu,
Bliebest du doch hier!

Ich bin selber ganz wie neu,
Wie gefall' ich mir!
O du lieber guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
Ofen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.
Seht die Sonn' am Himmelszelt!
Welche Stralenpracht!
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch sie gemacht!

Brauch ich Fenster noch und Dach?
O wozu, wozu?
All der Himmel ist mein Dach,
Und der Baum dazu!
Seht den Vogel, wie gemach
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät ich's ihm nicht nach?
Vogel, ich und du! —

Heissa juch! wie froh, wie froh
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt ich doch, o lebt ich so

All mein Leben hin!
Mit dem Mai so flink und froh,
Mehr nicht, als ich bin;
Lebt' ich nur, o lebt' ich so
All mein Leben hin!

Overbeck.
(Abgeändert.)

Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Christian ging mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflükken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

„Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb' er doch meinem armen hungrigen Kinde ein bischen von seinem Butterbrod ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen."

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Christian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen sah,

sah, gab er ihm geschwind sein ganzes Butterbrod; und der Knabe freute sich sehr, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viel Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Christian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige zu Haus.

• • •

Am andern Morgen gingen beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmal begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen: ich habe meine Schuhschnalle verlohren; kommt und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete: er habe keine Zeit dazu; und ging fort. Christian hingegen kehrte mit ihm um.

Sie fanden die Schnalle bald; und darauf fingen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle

Alle, welche Valentin fand, schenkte er dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorne wiederzufinden; dem Andern hingegen gab er keine.

Also krigte auch heute Christian viel mehr Blumen als Peter. Darüber ging jener froh, dieser misvergnügt zu Hause.

*
* *

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken: aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Christian das Butterbrod gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine ganze Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden, der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter krigte also diesmal gar keine Blumen.

Da sie nun wieder zu Hause gingen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

„Lieber, sagte dieser zu Christian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine

Schnal-

Schnalle suchen zu helfen: so hab' ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir seyn möchte."

„Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmal recht mit einander spielen."

„Vater hat dich auch recht lieb! Der sagte, ich sollte dich nur holen; dann wollt' er uns recht schöne Spiele lehren, und wollte selbst auch mitspielen."

Freudig lief Christian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? — ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn keiner gebeten hatte.

Da lernte er endlich, wie gut es sey, liebreich und gefällig zu seyn gegen jedermann! Er ward es; und von der Zeit an, sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Christian.

E. R.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Scharlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

Sophie.

Ach, liebe Mutter —

Mutter.

Du stotterst? macht dich die Antwort verlegen? Das ist kein gut Zeichen.

Sophie.

Ach, liebe Mutter — sie wollte meine Puppe haben, und —

Mutter.

Nun?

Sophie.

Ich wollte sie ihr nicht geben!

Mutter.

Nicht? und warum nicht, mein Kind? War sie etwa nicht hier?

Sophie.

Ach ja!

Mutter.

Oder du wolltest selbst damit spielen?

Sophie.

Ach nein!

Mutter.

Sie hat dir etwa neulich was daran zerrissen?

Sophie.

Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter.

Nun, was für Ursache konntest du denn haben? —

Sophie.

Ja — ich hatte keine Lust.

Mutter.

Wie? keine Lust deiner Schwester ein Vergnügen zu machen? — Was hör ich?

Sophie weint.

Mutter.

Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut: aber laß dir sagen, wie dirs gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hättest du vieleicht im Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; das war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie.

Sophie.

Ja, so wars.

Mutter.

Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, obs deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie.

(weinend) Nein!

Mutter.

Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob Andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie.

(weinend) Ach nein!

Mutter.

Und warum nicht? weil du dich erinnerst — recht gethan zu haben? oder unrecht?

Sophie.

(weinend) Unrecht.

Mutter.

Ja, denn wenn man jemand ein Vergnügen machen kann, und thut es nicht, so thut man unrecht. Und glaubst du denn wol, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie.

Ja, das glaub ich.

Mutter.

Ich auch, denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht!

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie.

Nein!

Mutter.

Da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man recht thut und Andre so vergnügt

macht

macht, als man kann. Denke nun ein andermal ja daran, wenn dich jemand bittet, und du es thun kannst: so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden seyn. Denn wer für Andrer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eignes mit.

E. R.

Mailied.

O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!
Gras und Blumen wachsen;
Bäume haben Blätter;
Sanfte Winde wehen;
Heerden gehn und weiden;
Junge Lämmer blöcken;
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Sehet hier die Wiese!
Tausend grüne Spitzen,
Und an allen Spitzen
Hangen Tropfen Thau.
Wie die Schlüsselblumen
Hier beisammen stehn!

Wie die Blätter rauschen!
Und dort im Gebüsche
Singt die Nachtigall.

Rund umher ist Freude,
Freude dort am Hügel,
Und im Thale Freude;
Freud' ist in Gebüschen,
Freud' auf jedem Baume;
Alles lebt und fühlet.
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Franz und Fritz,

eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mich deucht in Ammelharen;
Die hatten jeder einen Sohn
Fast beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen,
Im Arme tanzten, inniglich
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh, wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrod,
Kam Fritzchen her gesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr, als sie,
Denn Einer half dem Andern.

Einst wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiß wohin? verreisen.
Fritz, sprach der Vater, willst du heut
Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Fritz;
Und kaum war der im Wagen:
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Ging mit nach Fritzens Hause.

Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sah' nun Fritz die Kammerthür
(Sonst zu) itzt offen stehen.
Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein;
Sieh, sagte Fritz, die vielen!
Das sollten rechte Flinten seyn,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! Nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.
Ach, Fritzchen! — sagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten!

„Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?"
Franz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten stracks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag' doch um Gottes Willen! —

Franz sieht ihn an mit Todesqual,
Als wollt' er ihm vergeben;
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmal,
Zum letztenmal nach Leben!

Fritz schri', als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor; und hört' die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb gerührt vom Schlage.

Göcking.

Fritz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Fritz und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:

Ich geh da draussen an den Gartenzaun;
Da sitzt am Pfahl im Kraute
Der Witwe kleiner Hans,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr."

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Fritz.

Ach ja! er klagte laut:
Mich hungert, hungert gar zu sehr!
Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Fritz.

Ja, warum sitzt er da und weint?
Läßt das nicht gar zu kindisch?
Er konnte ja zu uns nur kommen

Und essen; denn wir haben ja
Noch Brod und Butter gnug.

Mutter.

Das wars, warum du lachtest? — Komm,
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf und sag ihm, daß er komme.
Der arme Knabe mag wol denken,
Wir wollten ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Hm! —
Und Fritz lief an den Zaun.

Brückner.

Enthaltsamkeit.

„Was heißt Enthaltsamkeit?" fragte der kleine wißbegierige Hans seinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewissen Gelegenheit aussprechen hörte.

Dem Vater war diese Frage sehr willkommen; denn so gut sein lieber Hans auch war: so hatte er doch den Fehler an sich, daß er immer

sehr unzufrieden war und weinte, so oft er irgend etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch ist es nun einmal so in der Welt, daß wir oft etwas wünschen, und es doch nicht krigen; oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es ist daher sehr nöthig, daß wir von Jugend auf uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also:

„Enthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der heutigen Freistunde dein liebes Schaukelpferd mit keinem Fuße besteigest.“

„O warum denn?“ fragte traurig der Kleine; du hast es mir doch selbst gegeben, Vater!“

„Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu brauchen; es soll vielmehr dir selbst überlassen seyn, ob du es thun willst oder nicht.“

Hans hatte nämlich das Pferd erst gestern gekrigt, und es war ihm so lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, so gar beim Essen abbrach, um sich darauf zu setzen.

Hans.

Aber wozu soll mir das nützen?

Vater.

Dazu, daß du dich übest so viel Gewalt über dich selbst zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, so bald es seyn muß.

Hans.

Aber dies muß ja nicht seyn.

Vater.

Freilich nicht; aber wenn etwas erst seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Hans schwieg und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater sagte, aber nicht Alles.

Vater.

Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sey, wenn man sich gewöhnt hat, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen?

Hans.

O ja, Vater!

Vater.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert.

Es wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer darnach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte so lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er strenge gehalten wurde, und wo vom Naschwerk gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer stärker geworden; und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar fürs erste entflohn; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

„O das ist schrecklich!“ sagte seufzend Hans. —

Ja wol schrecklich, antwortete der Vater; und kam doch von nichts anders her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genießen. — Merkst du nun, mein Lieber, warum ich dir den Versuch rieth, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?“

Hans.

Hans.

O ja, Vater; ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage so machen in der einen Freistunde, bis ich es thun und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen herzhaften Entschluß. Noch mehr aber freute er sich, da er sah, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem ward es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchem Kummer.

Wohl dem Kinde, das dies Beispiel frühzeitig nachahmt!

E. R.

Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!

Sieh!

Sieh! ich sitz' an sicherm Orte;
Glaube mir, du trifst mich nicht!

Endlich gibt er gute Worte;
Und die kleine Wespe spricht:

Sanftmuth findet stets Gehör;
Sieh, nun stech' ich dich nicht mehr.

Gleim.

Wiegenlied.

Schlummre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondeslichts,
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, schlummre! werde groß;
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst die Sonn' am Himmel sehn,
Sollst mit mir spatzieren gehn,
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Und an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, Liebchen schön,
Sollst du morgen alles sehn!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlummre, wachs heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glut,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: — Gott ist hier! —

Jacobi.

(Abgeändert.)

Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter.

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so!

Mutter.

Wie kann dich hungern, Kind? Ich gab dir ja
Kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sey nicht böse:
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte keiner.
Da gab ich ihm mein Butterbrod,
Und sagt', es sollte fleißig beten,
So gäb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimal: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb' ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß ich selbst nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungegessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh.

Brückner.

Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben;
Und e[illegible] Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Eltern gaben.

Einst lermte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke;
Schrie, wie ein Fuhrmann, he!
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort und lief
Frisch einen Trunk zu wagen.
Ihr Bruder Karl ihr nach und rief:
Halt ein! sonst muß ich's sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas
Und trank's mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl sagst du was,
Gewiß so sollst du's kriegen!

Karl schwieg und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen!
Und damit lief er weg von ihr
Noch brav herum zu springen.

Er platzt am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer:
Ach, wie erschrack er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen.
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen;
Sah himmelwärts und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indeß rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter, waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun,
Sie ließ den Löffel fahren,

Und schrie: Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen! —

Doch! sagte freundlich die Mama:
Versuchs; mußt dich nur zwingen!

Ja! — sprach der Doktor, — liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Luischen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Karl sah sie, schrie erschrecklich! ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemals wieder.

Man legte beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,
Man heut zu Tage noch in Warg,
Nicht weit von Leipzig, weiset.

Göckingk.

Zwei Knaben.

Zwei Knaben gingen einsmals in einem Garten spatzieren. Der Gärtner gab ihnen die Warnung: sie möchten ja den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen; sonst würden sie gestochen werden.

Mich hat noch niemals eine Biene gestochen! sagte der eine Knabe, und ging dreist hinzu. Aber eh er sich's versah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig schmerzte.

So ward er durch Schaden klug; der Andere hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von beiden mag wol der Verständigste gewesen seyn?

Aus dem angenehm. Zeitvertreibe rc.
eines Ungenannten.

Der Geburtstag.

Uebermorgen schon ist Bruder Heinrichs Geburtstag, sagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wol eine Freude machen kann?

Könntest du mir nicht etwas geben, daß ich ihm schenkte?

„Das könnt ich wol; aber ich kanns ihm ja auch eben so gut selbst geben. Meinst du nicht daß mir das Schenken auch Freude macht?"

„Und sieh nur, wenn ich's dir erst gebe, was du ihm schenken willst, so hab ich's ja doch geschenkt, und nicht du, mein Kind!"

Ja, das ist wol wahr, liebste Mutter, aber ich möcht' ihm doch gar zu gern etwas schenken.

„Nun gut, Friederikchen; laß sehn, was hast du denn wol? — Dein Mirtenbäumchen?" —

Ach, das hab ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

„Dein Lämmchen?"

O Mutter, das möcht ich gar zu gern behalten!

„Dein paar Lachtäubchen?"

Von allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

„Und darum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man denen, die man lieb hat."

„Deine Börse mit den seltenen Geldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderlich Geschenk, weil du sie nicht brauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht brauchen kann."

„Aber das heißt wirklich geben, wenn man das gern und mit Freundlichkeit gibt, was uns selbst und dem, der's bekommt, wirklich Freude macht."

Aber, liebe Mutter, muß ich denn Bruder Heinrich alles geben, was ich lieb habe?

„Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst."

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, meine lieben

lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und die schönsten Blumen aus meinem Garten pflück ich ihm zum Strauße. —

Die Mutter sagte, indem sie sie umarmte: da wirst du ihm und mir viel Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit vieler Lebhaftigkeit; schon itzt freu ich mich herzlich. — —

„Und übermorgen sollst du dich noch mehr freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Gespielen in deinen Garten bitten, und sie da mit frischer Milch und mit schönen Früchten bewirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum, und rief zu wiederholten malen: o wenn's doch erst Uebermorgen wäre!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stund, und: Gott! ach Gott!
Seufzt er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder:
„Nehmt es doch,
Sprach es, ich bitt' euch, ich will noch
Wol warten, Vater; weint nur nicht!"
Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind!
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.
Doch wie erschrickt er! — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod.
„Ach, was ist das?"
Sagt er erschrocken; „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen: ich will gehn,

Der Becker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indeß
Dabei; ich will geschwinde gehn.

Er geht. Des Kindes Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an;
Allein es rühret sie nicht an.

Der Becker kommt; sieht sie, und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir."

„Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brod, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren."

„Dieses wißt,
Daß gestern Abend einer kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!"

„Drauf

„Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.“

Der arme Mann erstaunte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod,
Sah himmelwärts, und sprach: „ach Gott!“
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sagte:
„Den, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach lebte doch
(Er weint) nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!“
Das Söhnchen spricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

Gleim.

Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Hanchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein im Garten zu spielen. — (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freiheit erworben.)

Eine

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmal trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren: sie wollte sie dem Vater, der verreist war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie diesmal der Pfirsichen wegen nichts.

Als nun die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben heruntergefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte dar-

darnach, aß eine, und gab Hanchen die andre, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hanchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt hätten.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen; nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm.

I, sie weiß es ja nicht!

Hanchen.

Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergibt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm.

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hanchen.

Und wenn sie uns nun straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werdens dann künftig

nicht

nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm.

Du hast Recht, liebes Hanchen. Aber sie wird auch wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hanchen.

Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder nennt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm.

Ach, Hanchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beide, und gingen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hanchen, wir sind ungehorsam gewesen; straf uns nur, wie wir's ver-

verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, die aufrichtige Reue, die sie darüber empfanden, schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur
küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh' nur, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — Ach Mutter, hilf! o Weh!
Sie würgt mich — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Millamov.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.

Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal bat er nicht den Vater abzusteigen,
Und ihm bald das, bald jenes recht zu zeigen.

Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pirenäen; *)
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Budelhund daher.
„Was ist das?“ sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.

Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn! ein Bär! ein Bär!
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.

Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrein.

O welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Michaelis.

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frankreich liegen.

Es ist nicht gut, ungehorsam zu seyn.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerin, die ihre Freundin war, und sie immer begleitete, war auch diesmal bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfing zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunterfiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sey, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein kleines Geschäft nöthigte die Lehrerin, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

„Esset ja, so lang ich weg bin, kein Obst, liebe Kinder, und leset euch keins auf!" Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu seyn.

Indem die Kinder unter einem Baume da saßen und spielten, fiel eine schöne Birn vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten alle darnach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerin verboten habe, und daß es unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur

Nur die kleine Rosette, (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birn, und sagte zu ihren Schwestern: „ich werde sie mir gut schmecken lassen, siehts doch Mamsell nicht.“

Indem sie das sagte, kam die Lehrerin den Gang herunter. Die Kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei älteren versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtseyn der Unschuld allemal gibt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerin, euch dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken; denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts Unreifes oder Verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ichs nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen; und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung.

Sie ward nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet; sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehler aussetzt, und nahm sich fest vor, ihn von Stund an abzulegen.

Sie thats, und genoß nun, wie ihre übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller derer, die sie kannten, und konnte an allen kleinen Freiheiten die man jenen verstattete, ohne weitere Gefahr, Theil nehmen.

Der Bauerknabe,

als er den kranken Karl erblickte.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht?
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das hätt' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger schrein;
Konfekt ißt es und Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffee und Wein.

Und ich und Hanchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Käs' und Butterbrod.

Und Milch und Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank ich dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Willst du froh beim Spiele seyn, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.

Ich möchte heute wol spielen, liebe Mutter, sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sey dir gewährt, sagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern etwas ab-

abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie bracht' es; aber nun war sie allein: denn ihre Geschwister waren alle bis zu ihren Spielstunden beschäftiget.

Sie bediente sich anfangs ihrer Freiheit so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiel nahm nach und nach ab.

Jezt hatte sie all' ihre Spiele für sich wiederholt, und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte ausser dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen.

Mißmüthig saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer

ihrer Arbeit zum Spielen zusammen kommen würden.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr währte, und wie sehnlich sie sie erwartet hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und fingen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefällige Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuen, dies wäre ihr alles so alt, und sie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

„Höre, Lauretchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. — Du selber bist es; denn wir alle sind ja, wie du siehst, froh genug; ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt haben, als du.“

„Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß dann würde es dir auch so süß seyn, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Fritzchen,

am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab es an,
Daß meinen guten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heil'gen Christ
So mildiglich bescheeret haben! —
O was das alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Kärtchen,
Dich liebes, goldnes Fiebelbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemals seh' ich euch genug!

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen; kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab es an,
Daß meinen besten Eltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

E.

Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag; und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehn, der vor dem Thore lag.

Indeß der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl,

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtiger Weise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe erzogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, als der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte. — Mir die Blume abzureissen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sey doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureissen: so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder und schwieg. Da konnte Karl sich länger nicht halten; er trat vor den Vater hin mit großen Thränen in den Augen und sagte:

Nicht

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz gerührt war, nahm sie beide in seine Arme, küßte sie und sprach: ihr seyd beide meine lieben Kinder und sollt beide mit mir gehn.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite beide froh zum Garten.

C.

Auf ein andermal bedächtiger.

Hänschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
„Willst du nicht ein wenig warten?"
Sprach er — „kleines schwaches Ding?"

„Gut!

„Gut! Ich will dich doch wol kriegen!"
Und verfolgt ihn überall;
Kounte was im Wege liegen:
Hänschen denkt an keinen Fall.

„Ich will dich doch endlich haben!"
Schrie er und sah in die Höh;
Doch da war ein großer Graben,
Hänschen fällt darein — o weh!

Wehnert.

Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beim Kräuselspiel;
Ich ging, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemals süß?
Ich hab es nicht gefunden!

Ich sah ihn schlagen: und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden.
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Er dauert mich noch immer!
Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt,
(Er hat nicht oft geschlagen).
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

Malchen,
eine kleine Erzählung.

„Sey stets ein frommes gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was, Malchen, dich gereue!“

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen, ihrem Kinde;
Und lehrte sie zugleich dabei,
Das, was gereut, sey Sünde;

Und das, was böse Sünde sey,
Das könne jeder wissen;
Ein Stimmchen in uns sag' es laut:
Dies Stimmchen heiß' Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube;
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zucker=essen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimmchen da —
Geschwind, „will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt
Mir laut ja mein Gewissen."

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
„Merks, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde."

„Dies ist das Stimmchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimmchen hören.

O haltet's immer hoch und werth,
Ihr alle, liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Kühl.

Junker Hans.

Der Junker Hans war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mit unter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lektion,
Und damit, meint' er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Eltern warnten ihn,
Und sagten wol mit Grämen:
„Hans, lässest dich nicht besser ziehn,
Wirds kein gut Ende nehmen.“
Hans hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause;
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbei
Ein lediglosер Schimmel.
Das war dem Junker Hans so neu,
Ihm deucht', er käm' in Himmel.
„Ein lediglosеr Gaul? Was kann
„Willkommener mir seyn? Wohlan,

„Ich

„Ich will aus freien Stücken
„Probiren seinen Rücken!“ —

Gesagt war allezeit gethan.
Er packt den Gaul beim Schopfe.
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch schütteln hin, und schütteln her!
Mein Hans hinauf, und fort jagt er;
Die Eltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

„Um Gotteswillen! hinter ihm!“
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Deß stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Das Herz sprang hoch vor Freuden;
Und mir nichts, dir nichts, rit er hin
Wol über Busch und Weiden.
Und schupp! gings rasch an einen Stein:

Der Schimmel stürzt', und brach ein Bein;
Mein Hans von seinem Sitze
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als wollt' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das alt und schwach
Vom Wege sich verloren.
„Ach, lieber Gott!“ sprach sie bei sich,
Und wankte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hans zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben,
Da ward ihr schnell das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben.

„Komm,

„Komm," sprach sie, „armes Kind, mit mir;
„Ich will auch sorgen für dein Thier,
„Und binden seine Wunden,
„Wenn wir nach Haus gefunden." —

„O Frau, das Thier gehört mir nicht!
„Ach hätt' ichs nie gesehen!
„Errettet nur mich armen Wicht,
„Und laßt den Schimmel gehen!" —
„Ihn gehen lassen, böses Kind?"
Sprachs Weiblein zornig und geschwind,
„Und siehst, daß er die Knochen
„Ob deinem Stolz gebrochen?"

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend aus seiner Pfütze.
Sie deckt ihm den beklommnen Kopf
Mit ihrer warmen Mütze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an den Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweißes Bette,
Und fodert einen Mann zu sich,

Daß er den Schimmel rette.
Und puck puck! klopfets an der Thür.
„Holla! wer ist so spät noch hier?“ —
„Bergt ihr den kleinen Knaben,
„Den wir gesuchet haben?“ —

„Den kleinen Knaben berg' ich wol,
„Er liegt im süßen Schlummer.
„Sey euer Herz des Trostes voll,
„Und lasset allen Kummer!
„Den kleinen Knaben geb' ich euch,
„Wenn er euch kennen wird, sogleich.“ —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

„O Mutter! daß euch Gott belohn!“ —
Fahr hin, mein Kind, mit Freuden!
„Die Eltern danken euch den Sohn!
Gott wendet ihre Leiden! —
„Lebt wohl! lebt wohl!“ — Sie zogen hin;
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam,
War alles noch im Jammer.

Den Weg er augenblicklich nahm
Zu seiner Eltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in den Arm;
Da wird das Herz den Eltern warm,
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Eltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel krigte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.
Der Junker Hans ward fromm und gut
Und beugte seinen raschen Muth;
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen.

Overbek.

Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:
Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer bei vergnügtem Sinn
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu ich dann
Unter frohen Scherzen.
Thue alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, jederman
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang ich das: o dann
Spring ich hoch vor Freuden!

Trift dann auch ein Stürmlein mich
Einst in meinen Tagen:
Heida! was bekümmr' ich mich!
Werd's ja auch wol tragen.

Ein Ungenannter.

Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist!

Einst verlohr sich ein kleines Kind, von seinen Eltern weg, in einem Walde, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu leide, sondern futterten es und ließen es mit sich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haricht, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein andres Kind kam unter eine Heerde wilder Schafe. Dieses wurde ein Schaf, blöckte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen: also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig und wirst, wills Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten sind, so werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, so werden es diese auch; sind jene dumm, so bleiben es auch diese.

Kann wol ein Kind stricken lernen, wenn im ganzen Lande niemand ist, der stricken kann?

Aber auch, sind die alten Diebe und Räuber: so stehlen auch die Kinder und haben nichts arges daraus. Und fressen jene gar Menschen; nun, so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist!

Schlözer.

Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viel abgeschmackte Dinge von einem schwarzen Mann in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmal einen Schornsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrack es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In

In voller Angst rannte es zur andern Thür hinaus in eine Stube und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erholt: so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schornstein kratzen.

In neuen Schrecken sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus in den Garten, versteckte sich hinter einem Baume, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schornstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hülfe zu schreien.

Der Vater kam und fragte, warum es so schrie? — Das Kind wies mit schüchterner Geberde auf den Schornstein; denn noch war es so ausser sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort vorzubringen.

Der Vater lächelte und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursach er gehabt, sich so zu ängstigen.

Der

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemals wieder auf die Erzählungen abergläubischer Leute.

Kleine Belustigungen
für Kinder.

Die Blumen.

Ludewig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausging. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittages, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben, nahm sie der Vater beide an die Hand und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wol allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubt' es ihnen, und ging mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie

etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Diesmal aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen.

Sie gingen beide und pflückten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Straus dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht so schön wäre, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch einen. Den fand Ludewig wieder besser, und wollte sich nicht zuvor kommen lassen. Und so pflückten sie in die Wette, Ludewig Hut und Taschen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen wären: sie mochte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenigen Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatten. —

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflückten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren

Bru-

Bruder Ludewig, sie ihr abzunehmen; aber dem gieng es eben so.

Indem sie nun traurig und beschämt da standen, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrack, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sahe. —

Sie wollten erzählen und konnten nicht: endlich bracht es Ludewig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Dann blickt er sie ernsthaft an, und wollte sie wieder verlassen.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm; O, bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deiner Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu seyn, bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen?

Karoline Rudolphi.

Lies=

Lieschen zum Schmetterling.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Sieh den Sperling, der auf dich lauert, und seinen Schnabel wetzet, um dich als einen Braten zu essen, und Sallat von dem Blättchen, wo du sitzest, dazu zu picken.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreissen, oder einen Fuß, oder dich ängstigen, Närrchen! Nein! Du bist klein, wie ich! ———

Georg, mein größerer Bruder, fängt sich größere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dich ein wenig ansehen, schönes Jüngferchen, nicht lange. —

Ich weiß, du lebst nur kurz, armes Vögelchen! Künftigen Sommer bist du nicht mehr, und ich bin schon sieben Sommer alt. —

Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen; aber besehen will ich dich, dein niedliches Köpfchen, und dein schlankes Leibchen, und deine spitzen Flügelchen, das will ich besehn.

Und damit du keine Zeit verlierst, werd ich dir ein Blättchen vorhalten, damit du während der Zeit essen kannst.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Närrchen, ich mein es ja gut mit dir.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Fritz und der Käfer.

So, — Punktum! — nun hinaus ins Feld,
der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
willkommen, lieber Mann!
Wie man dich, und die Sternelein
doch nie gnug sehen kann!

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
und freute herzlich sich;
That recht daran! — Mach du's auch so,
erst lern', — dann freue dich.

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
an dessen Stämmchen kroch
Ein brauner Käfer, sorgenlos,
der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
ein seidnes Fädchen ihm!
Und wenn es angstvoll aufwärts flog,
wollt er's herunter ziehn.

Es flog, er zupfte, — und das Bein
am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? Nein; des Knaben Herz,
als sprächs dem Käfer nach.

„Denk, ich sey Mensch, und Käfer du;
dich hungerte, wie mich.
Und weil du deine Nahrung suchst,
nur darum quält ich dich!

Wiß es, Ein Gott hat uns gemacht;
quält ja kein Thierchen mehr!
Ach wüßtest du, wie weh mirs thut,
mein Füßchen, ach wie sehr!"

Fritz ließ den Käfer: doch für ihn
War alle Lust dahin;
Faßt, Kinder, was sein Herz ihm sprach,
ja fest in euren Sinn!

Kühl.

Fritzens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jetzt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich!

Ja, lieber Gott, dir sag ich Dank;
Du lässest jeden Morgen
Mit nöthger Speise und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Eltern dank ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank ich dir,
Die mich im Guten üben.

O, laß mir diese Eltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß sie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Gust)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Lust,
Nie Fleiß noch Mühe scheuen.

Wir wollen leben, so wie hier
Die Menschen leben sollen;
Wenn sie sich hier, und dort, bei dir,
Im Himmel freuen wollen.

Ein Ungenannter.

Der Klügste gibt nach.

Johann und das Pferd.

Zornig schlug Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth aufs höchste.
Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: „Ei, seht!
Wer ist da doch wol der Klügste?"

Wehnert.

Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen.

Anton.

Vater, ich wollte, daß ich schon groß wäre; so groß wie du!

Vater.

Und warum wolltest du das, Anton?

Anton.

Ja, dann hätte mir keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater.

Das wäre wol was schönes, gelt, Anton?

Anton.

O so herrlich!

Vater.

Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wol thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen.

Das glaub ich!

Anton.

Das sollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater.

Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wol machen. Von Morgen früh an, sollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufspringend)

Sollen wir?

Vater.

Eure gute Mutter und ich und alle Erwachsene im Hause wollen euch einmal nichts zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend)

Nicht? o je! o je! das soll einmal eine Lust seyn!

Vater.

Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht bloß Morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton.

O das soll denn gewiß lange währen!

Vater.

Nun es soll mir lieb seyn, wenn ihr künftig euch werdet allein regieren können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

*
* *

Der Morgen kam. Statt, daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jetzt niemand, und sie schliefen daher bis nach Achten.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und jeder sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen könnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen.

I, wir wollen spielen!

Anton.

Aber was?

Lieschen.

I nu, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton.

O das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen.

So laß uns Blindekuh spielen.

Anton.

Ja, wir beide! wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen.

Oder mit Knipkügelchen.

Anton.

Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen.

Na, so sag du was bessers.

Anton.

Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen.

O das ist was rechts! Nein, das thu ich nicht.

Anton.

Anton.

Na', so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst das Pferd und ich will der Kutscher seyn.

Lieschen.

Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt! weißt du noch?

Anton.

I nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen.

Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts daraus!

Anton.

O du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch seyn; komm, komm Lieschen!

Lieschen.

Mit deinem Jagdspielen! Da kömmst du mir immer mit.

Anton.

Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen.

Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten ging der Eine in diese, die Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig; als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knipkügelchen mit dir spielen.

Lieschen.

Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir geben.

Anton.

O was ich dir gestern schuldig war, das gilt heute nicht mehr!

Lieschen.

I, warum denn nicht?

Anton.

Anton.

Ja, weil uns heute keiner was zu befehlen hat.

Lieschen.

O ich werd' es wol dem Vater sagen!

Anton.

I, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Lieschen.

Na, so spiel ich nicht!

Anton.

So laß es bleiben!

Abermals eine traurige Pause; abermals jeder in seinen Winkel! Anton pfiff, Lieschen fing an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke elfe schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen sich

sich einander an, und wußten nicht, was sie sich sagen wollten.

Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd seyn.

Anton.

Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel seyn. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen.

Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton.

Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen.

Ich bin ja aber kein rechtes Pferd!

Anton.

Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen.

O das ist nicht nöthig!

Anton.

O du willst auch alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen.

Nein, in den Mund nehm ich ihn nicht.

Anton.

So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen.

Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurd' es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig wäre, zum Essen zu kommen.

„Aber was fehlt euch denn?" fragte er, da er sie beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmal vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seyd nun heute einmal eure eigene Herren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimal sagen; das Eine foderte sich dies, das Andere jenes, und beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

„Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank darnach werden!“

„Ich weiß wol, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmal

krank

krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen."

Die Mutter sahe ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fing an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteig, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust hineinzutreten.

„Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?"

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

„Ach ja, das ist auch wahr," sagte Lieschen; gab ihrem Bruder die Hand und beide traten in den Kahn.

Hier

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. „Und wenn sie nun auch hinein fielen, dacht' er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehn." —

Die Kinder wollten den Kahn los machen, um darin zu fahren: aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

„So wollen wir wackeln!" rief der rüstige Anton; und fing an, den Kahn auf und nieder schwanken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; aber plump! lagen beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergriff mit jeder Hand eins seiner thörichten Kinder, und trug sie halb entseelt zu Hause.

Hier mußten beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von

Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichem Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh am andern Morgen trat der Vater vor ihr Bett und fragte, wie sie geschlafen hätten?

„Ach, gar nicht gut! antworteten beide mit leiser kränklicher Stimme.“

„Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.“

Ihr armen Kinder! sagte der Vater; ich beklage euch.

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

„O ja nicht! ja nicht!“ riefen beide mit großer Heftigkeit.

Aber, warum nicht? fragte der Vater; ihr sagtet ja, daß das so herrlich wäre, thun zu können, was man wolle!

„O wir sind wol recht dumm gewesen!“ antwortete Anton.

„Ja gewiß, recht dumm!“ sagte Lieschen.

Vater.

Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren seyn?

Beide.

O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater.

Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll: so werd' ich damit anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide.

O wir wollen gern alles, alles thun!

Vater.

Seht, hier habe ich ein bräunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmeckt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun noch wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiete ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide.

Beide.

Ja, ja, lieber Vater! Und wenn's auch noch so garstig schmeckt.

Der Vater rührte jedem ein Pulver ein, und gab's ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arznei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und beide genesseten.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte; so sagte zu man ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren seyn! und die Kinder zitterten dabei mehr, als Andere, zu denen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen!

C.

Die Katze, die Maus und das Mäuselein.

Die Katze.

Mein allerliebstes Mäuselein,
O komm doch her zu mir:
Sollst ruhen in den Armen mein,
Scharmantes, kleines Thier.

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
Geh nicht, ich rath es dir:
Die Katze hascht das Mäuselein,
Bleib, Töchterchen, bei mir!

Die Katze.

So komm doch, liebes Mäuselein!
Siehst du die schöne Nuß?
Die schöne Nuß soll deine seyn
Für einen einz'gen Kuß.

Das Mäuselein.

O laß mich, liebes Mütterlein!
Sieh nur die schöne Nuß:
Die schöne Nuß soll meine seyn
Für einen einz'gen Kuß!

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
Nimm ja nicht ihre Nuß!
Die Katze beißt das Mäuselein:
Fleuch, fleuch vor ihrem Kuß!

Die Katze.

Kommst noch nicht, liebes Mäuselein?
Sieh nur, was hab ich hier?
Schön Zuckerbrod und Brezelein;
Dies alles geb ich dir!

Das Mäuselein.

O laß mich, laß mich, Mütterlein:
Ich muß, ich muß zu ihr!
Vom Zuckerbrod und Brezelein
Geb ich die Hälfte dir!

Die alte Maus.

O geh nicht, geh nicht, Töchterlein!
Noch einmal rath ichs dir:
Die Katze würgt das Mäuselein,
Sie frißt dich, kleines Thier!

Die Katze.

Dich fressen, liebes Mäuselein?
Dich würgen, kleines Thier?
O glaubs nicht deinem Mütterlein,
Und komm, o komm zu mir!

Das Mäuselein.

Da bin ich: gib mir Brezelein! —
O weh, ich armes Thier!
Sie würgt mich, liebes Mütterlein;
Ach Hülfe, Hülfe mir!

Die alte Maus.

Nun ists zu spät, mein Töchterlein;
Zu spät, zu helfen dir!
Du folgtest nicht dein'm Mütterlein;
Das ist der Lohn dafür!

Am 24sten Jenner 1781.

Im Mohrenland ein König war,
Hieß nur der kleine König;
War Mohr, und hatte wolligt Haar,
Und stotterte ein wenig.

„Nun will ich!" sprach er immer, „nun!"
Wol recht hieß er der Kleine!
Wollt immer große Thaten thun,
Und that der großen keine!

Schlief immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen!
Man weckt' ihn; „laßt mich!“ sprach er, „doch
Nur noch ein wenig liegen.“ —

Im Preußenland ein König ist *),
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

Fragt sich, wann er zu Bette geht,
Was Gutes ist geschehen;
Kann wahrlich! Seine Majestät
Sonst nicht zu Bette gehen.

Sein Fest wird heut gefeiert sehr,
In Dörfern und in Städten:
Ach! wenn ich doch sein Bauer wär,
Wie wollt ich für ihn beten!

Von einem * * schen Bauer.

*) Friedrich der Einzige.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht
Du durftest es wohl nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Glut,
Als ich mit halben Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke. —

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden! —
O sieh mich noch ein bischen an,
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wol viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Und werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken:
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Heerd,
Die krumme Hand zu laben! —
Und bist vielleicht inwendig werth
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht?
Wie wird mir, daß ich bebe? —
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

Feldlust.

Hinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sitzt man auf dem Ei.

Doch so wie heute sitzt man nicht,
Man rennt, so weit man kann,
Mit freudehellem Angesicht,
Feldein und Berghinan;

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß;
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan;
Der seinen frohen freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen, Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumal
In jenes Wipfels Raum!

Gebt Acht, ich klettre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn, weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und sieht nach Blumen sich umher —
Mit einmal piep ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie.

Doch gleich ist alles wieder gut:
„Will er herunter, er?" —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher.

Overbeck.

Der Nebel.

An einem schönen Herbst-abend ging Lotte mit ihrem Vater spatzieren.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehn eines weißen Sandhügels hatte.

„Vater, Vater! schrie Lotte; o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater.

Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte.

Aber es scheint ja ganz dicht zu seyn, als wenn man's mit Händen greifen könnte!

Vater.

Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte.

O das sagst du wol nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater.

Vater.

Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte.

O das ist schön! Ich will oben drauf klettern; da wird man recht um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der nur von fern gesehen so dicht zu seyn geschienen hatte.

Vater.

Siehst du, Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte.

Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu seyn, und nun ist fast gar nichts da.

Vater.

Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es gibt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu seyn scheinen: und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte.

Lotte.

Was sind das für Dinge, Vater?

Vater.

Erinnerst du dich an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in der prächtigen Staatskarosse begegnete?

Lotte.

Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche! Und so schöne allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater.

Das muß wol eine rechte Lust seyn, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleideten Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu seyn, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte.

Ja, das glaub ich!

Vater.

Aber sahst du nicht, wie verdrießlich und kränklich die schöngeputzte Dame in ihrer herr-

lichen Karosse da saß, recht als wenn sie zur Strafe darein eingesperrt gewesen wäre?

Lotte.

Ja, das ist wahr; sie sahe eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater.

Sie mußte ja also doch wol nicht zufrieden seyn, ungeachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viel prächtige Sachen hat?

Lotte.

Nein.

Vater.

Siehst du, Lotte? Alle die äußere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wol eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehn, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei seyn. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer darnach läuft, der läuft nach einem bloßen

Dunste, der ihm zu nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dir oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit, und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen herzlichen Kusse auf des Vaters Hand.

C.

Die Krankheit.

Ich lag im Bette kümmerlich,
Inwendig gar nicht munter,
Und von der bleichen Wange schlich
Ein Thränenquell hinunter.

Der Schlaf blieb aus, und immer aus,
Ich konnt' ihn nicht erflehen,
Und bald kam ein Geschwür heraus,
Nur widrig anzusehen.

Und

Und brannt', und stach, und preßte mir
Ein Aechzen aus der Seele,
Da seufzt ich: o mein Gott, sieh hier!
Sieh hier, wie ich mich quäle!

Das hörte wol der liebe Gott;
Er muß ja alles hören!
Doch ließ er täglich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Da fraß der Durst den hohlen Gaum,
Die Zunge wollte starren.
Ich trank und trank, und konnte kaum
Des nächsten Trunkes harren.

Und immer brannte das Geschwür
Mit tausendfachem Stechen.
Ich schrie; es war, als wollte mir
Das Herz im Leibe brechen.

Ich schrie, und weinte bitterlich:
Erleichtre doch mich Armen!
Der Schmerz ist gar zu groß für mich!
Ach, lieber Gott, Erbarmen!

Das hörte wol der liebe Gott;
Er muß ja alles hören.
Doch ließ er stündlich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Ein heißes Fieber wühlte mir
Hindurch in allen Adern.
Da ward ich wild, und wollte schier
Mit jedem Menschen hadern.

Es schlugen alle, die mich sahn,
Die Hände hoch zusammen,
Und fürchteten sich mir zu nahn;
Mein Auge stand in Flammen.

Ich wußte von mir selber nicht,
Mein Sinn war ganz bethöret;
Und jeder Zug mir im Gesicht
Verschroben und verkehret.

Da sank mein Vater hin aufs Knie,
Und Mutter lag daneben —
Und beteten, als wollten sie
Am Kammerboden kleben.

Und plötzlich fuhr es in mich her,
Wie eine Kraft von oben.
Ich bebt' — und wüthete nicht mehr,
Und fing an Gott zu loben.

Und freudig war das ganze Haus,
Doch ich war stumm vor Freuden;
Nur eine Thräne drang heraus,
Ganz anders, wie im Leiden.

Es tobte nun der Puls nicht mehr;
Das Fieber war verschwunden.
Auch ging hinweg die böse Schwär';
Ich schlummerte fünf Stunden.

Und als ich da erwacht' — o Glück!
O namenlose Wonne!
Durchs Fenster gab mir einen Blick
Die milde frühe Sonne.

Ich warf die Hände nach ihr hin,
Und lächelte hinüber.
Entzücken war mein ganzer Sinn;
Entsprungen wär' ich lieber.

Und Mutter kam, die Hände voll
Von Primeln und Narzissen.
Das war zu viel! — ich mußte wol
Sie und die Blumen küssen.

Und allgemach floß neue Kraft
Herein in meine Glieder.
Gelobt sey Gott! er hilft, und schaft
Gedeihn dem Kranken wieder.

Overbeck.

Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Zeno war ein Lehrer der Weisheit und Tugend im alten Griechenlande.

Unter seinen Schülern zeichnete einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhüngrig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen; und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien im Begriff zu seyn, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungrige Schüler ein paar große Augen, sah seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

„Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmt's dich Wunder, daß ich auch einmal gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollen?“

C.

Am Weihnachtsabend.

Alle.

Lieber heilger Christ,
Komm und hör! wir flöten,
Fiedeln und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel schönes mit!
Was wir gerne haben
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Fritz.

Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.

Mir ein Buxbaumgärtchen!

Hermann.

Ach, ein Gänsewagen
Die mit Füchsen jagen!

Hans.

Und ein Harlekin
Mit der Violin!

Fritz.

Und ein Grenadier
Mit der Fliute mir!

Ludwig.

Und viel Zuckerpuppen!

Alle.

Ach ja! Zuckerpuppen!

Hans.

Mandeln und Rosinen!

Alle.

Mandeln und Rosinen!

Hermann.

Nüß' und Honigkuchen!

Alle.

Eia! Honigkuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heilger Christ!

Hans.

Aber keine Ruthen!

Alle.

Fi! die bösen Ruthen!

Fritz.

Denn wir sind ja fromm!

Alle.

Ach so komm, so komm!
Heilger Christ, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Christ!

Overbeck.

Der Waghals.

Der Knabe, Alexander Waghals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußt' er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, wollt' er allezeit springen.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Eltern und Aufsehern oft bestraft: aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen.

Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arm sich anhaltend, zwischen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe in eiskaltem Wasser, eine Zeitlang hängen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt; und durch ausserordentliche Erkältung hatte er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebt' er bis in sein zwanzigstes Jahr, und starb.

Fritzchens Danklied nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du gibst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinem Kissen liegen.

Vor kurzen noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wol krank,
Und kann noch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wol auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — deß bin ich froh;
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank ich, Gott! froh dank ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stets, so lang ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben!

Ein Ungenannter.

Als Schwester Lottchen verreiset war.

Der Abend ist gekommen,
Die Welt ist ohne Licht;
Mein Täubchen sitzt beklommen,
Und kennt die Gegend nicht.
Es möchte gern in Schlummer
Sein Aeuglein decken zu:
Doch eines macht ihm Kummer,
Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Männchen ist geflogen
Wol über manches Haus;
Ist viel umher gezogen,
Und bleibt noch immer aus.
Das Täubchen kann nicht rasten,
Das Täubchen sitzt beklemmt;
Es wird so lange fasten,
Bis Männchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Täubchen,
So ist auch mir zu Sinn!
Ich hatt' ein Schwester-Täubchen,
Und ach, es flog dahin!
Und Fritzchen kann nicht rasten,

Und Fritzchen sitzt beklemmt;
Er wird so lange fasten,
Bis Lotte wiederkömmt!

Overbeck.

Das kleine Hannchen,
da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte.

Ach! geschwinde, liebste Mutter,
Gib mir für die Hüner Futter!
Fast sind ihre Kröpfe leer;
Ach! geschwinde Futter her!

Tuk, tuk, tuk, in vollem Haufen
Kommen sie daher gelaufen;
Ha! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das letzte seyn.

Wie die Mutter ihre Jungen
Futtert — und den lieben Jungen
Schmeckt das Futter gar zu gut!
Was nicht eine Mutter thut!

Voll sind ihre kleinen Kröpfe;
Alle drücken ihre Köpfe
Nun, gesättiget mit Lust,
An der Mutter weiche Brust.

Diese will sie gerne decken;
Wie die Kleinen sich verstecken!
O wie sanft läßt sichs da ruhn;
Was doch nicht die Mütter thun!

So genieß ich deiner Pflege,
Liebste Mutter; öfters lege
Ich den Kopf in deinen Schooß —
Groß ist deine Liebe, groß!

Deine Hände stehn mir offen;
Was kann ich von dir nicht hoffen!
O wie gütig bist du mir!
Immer, immer dank ichs dir.

Man muß sich so wenig, als möglich, von andern bedienen lassen.

Konrad sah eine Reihe wilder Gänse hoch durch die Luft fliegen, und bewunderte den regelmäßigen und feierlichen Flug derselben.

Nach einer Weile fragte er den Vater: „Können die zahmen Gänse auch so fliegen?“

Nein! war die Antwort.

Konrad. Wer füttert denn die wilden Gänse?

Vater. Keiner!

Konrad. Ja, wie können sie denn leben?

Vater. Sie suchen sich ihre Nahrung selbst.

Konrad. Aber im Winter?

Vater. Sobald der Winter bei uns eintritt, ziehen sie in wärmere Länder, und im Frühjahr kommen sie wieder zurück.

Konrad. Warum können denn die zahmen Gänse nicht eben so gut fliegen, und warum ziehen sie nicht auch in wärmere Länder, wenn's hier Winter wird?

Vater. Weil alle zahme Thiere verzogene Weichlinge sind, die den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sinne zum Theil verlernt haben.

Konrad. Warum haben sie das gethan?

Vater. Weil Andere zu sehr für sie sorgten, und ihnen das Leben zu gemächlich machten.

Sieh, lieber Konrad, daraus kannst du lernen, wie nöthig es ist, daß ein Kind sich nicht zu viel von andern Leuten bedienen lasse, sondern sich vielmehr gewöhne, alles, was zu seinem Anzuge und zu seinen Geschäften gehöret, so viel möglich, selbst zu verrichten.

Denn so wie es den Thieren geht, wenn sie nicht mehr für sich selbst zu sorgen haben: so geht es auch den Kindern, wenn die alten Leute ihnen aufwarten und ihnen alles so gar zu gemächlich machen. Da lernen sie niemals ihre Glieder und ihre Sinne recht gebrauchen, und bleiben ungeschickt und unbehülflich ihr Lebelang.

Siehst du nun, warum ich immer so darauf halte, daß man euch keine Handreichung thue bei Dingen, die ihr selbst machen könnt?

Konrad. Ja; nun will ich auch gewiß mir gar nicht mehr helfen lassen! Sonst könnt' es mir auch so gehn, wie den Gänsen, die das Fliegen verlernen.

C.

Der gute Niklas.

Dem kleinen lieben Niklas ward
Sein Morgenbrodt geraubt von einem Knaben,
Der bei ihm in der Schule saß.
Man sah es eher nicht, bis er den letzten Bissen
Verzehrte.

Kind, was machst du da!
Rief Niklas; mir mein Morgenbrodt zu nehmen!
Das läßt nicht fein! —
Ein andres Kind erzählte
Es gleich dem Lehrer. Dieser rief
Den kleinen Fresser, und schon sollt' er nun
Den Lohn für sein Vergehn empfangen —
Da rief der kleine Niklas: Bitte, bitte,
O werfen sie die Ruthe hin!
Er wird mein Brod nicht wieder nehmen.
Ihn hat gewiß so sehr gehungert.
Ach, schonen sie ihn doch, ich bitte gar zu sehr!

(Hier

(Hier flossen Zähren ab von seinen Wangen.)
„Ach, ach! Verzeihen sie ihm doch!
Er thut es nun gewiß nicht wieder.
Nein, glauben sie es auf mein Wort. —"

Der Lehrer schloß entzückt den lieben Knaben
In seine Arme, und verzieh dem kleinen Räuber
Auf dieses guten Kindes Flehn.

Sey nicht zu voreilig mit deinem Tadel.

Der Vater und Fritz waren bei einem Buchbinder gewesen, und hatten ihn arbeiten gesehen.

Der Mann hatte die Gefälligkeit gehabt, ihnen alles zu zeigen, was zu seiner Kunst gehört, und beide dankten ihm dafür.

„Das ist doch ein recht guter Mann!" sagte Fritz beim Weggehn.

Ein dienstfertiger und gefälliger Mann; setzte der Vater hinzu.

Fritz. Aber eins hat mir nicht an ihm gefallen, Vater!

Vater. Was war denn das?

Fritz. Daß er so schmutzig war.

Vater. War er das?

Fritz. O ja! Er hatte so lange Nägel an den Fingern!

Vater. Wirklich?

Fritz. Ja gewiß, Vater; es sah recht ekelhaft aus. Und denn so hatte er eine so schmierige Mütze auf. Fi! ich hätte sie nicht anfassen mögen.

Vater. Das ist wahr.

Fritz. Wie einer doch so unreinlich seyn kann!

Vater. Aber, Fritz, hast du wol recht Achtung gegeben, da er den Papband mit gefärbtem Papier überzog? Und hast du recht gesehn, wie er es machte, um das mit Leim beschmierte Papier hinten am Rücken des Buchs so hinterzuschieben, daß es sich nicht in Falten legte?

Fritz. Ja! da brauchte er seine langen Nägel zu.

Vater. Und hast du auch bemerkt, was er that, da das gefärbte Papier rund herum festgeklebt war, und er nun das Buch zwischen die Presse bringen wollte?

Fritz. O ja! da rieb er erst den ganzen Band mit seiner schmierigen Mütze.

Vater. Warum mocht' er das wol thun?

Fritz. Ja, das weiß ich nicht!

Vater. Ich habe dies schon mehr gesehn, und nach der Ursache mich erkundiget. Sie ist diese: wenn er dies Ueberstreichen mit seiner schmierigen Mütze unterließe, so würde das Buch nachher an dem Holze der Presse so fest sitzen, daß er etwas daran zerreissen müßte, um es wieder los zu kriegen.

Fritz. I, warum denn?

Vater. Darum, weil der nasse Leim durch das gefärbte Papier durchdringt, und also dieses Papier und das Holz der Presse fest mit einander verbinden würde. Wenn nun aber der Mann erst mit seiner schmierigen Mütze darüber fährt: so wird das feuchte Papier dadurch etwas fettich gemacht, und dann hat er nicht zu besorgen, daß es an dem Holze werde kleben bleiben.

Fritz. Sieh, das ist närrisch!

Vater. Merkst du nun, warum der Mann seine Nägel mit Fleiß wachsen läßt, und warum

er mit gutem Vorbedacht eine so schmierige Mütze trägt?

Fritz (voll Verwunderung) Das ist kuriös!

Vater. Lerne hieraus, lieber Fritz, daß wir mit unserm Tadel nicht zu voreilig seyn müssen. Oft scheint etwas tadelnswürdig zu seyn, was doch im Grunde sehr vernünftig ist, weil eine gute Absicht dabei zum Grunde liegt. Man muß daher sein Urtheil so lange zurückhalten, bis man mit völliger Gewißheit weiß, warum einer so und nicht anders gehandelt hat. Aber dieses Warum erfahren wir nur selten; daher muß man sich auch nur selten erlauben, das Betragen anderer Leute zu tadeln.

Fritz. Gut, das will ich mir merken!

C.

So gehts, wenn man nicht gehorsam ist!

Julchen war schon über 5 Jahr alt, und hatte noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu seyn. Könnt ihr's glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdeß zu Hause bleiben. Warum? Weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wol ein andermal mitnehmen dürfte. Deswegen stellte sie es auf die Probe.

„Hör', Julchen, sagte sie; hier laß ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen.

Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter.

Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine

Hofmeisterin kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen.

O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterin kommt.

Mutter.

Wirst du denn das auch halten?

Julchen.

O ja, liebe Mutter!

Mutter.

Nun, wenn du folgsam bist, so sollst du auch ein paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen.

O je! o je! das soll einmal eine Freude seyn! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht?

Mutter.

Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen. (hüpfend)

O das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig zu wissen, was doch in dem Kästchen seyn möchte, aber die Hofmeisterin konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wol eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterin blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, aus der Küche auf die Flur; aber da war keine Hofmeisterin zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, beroch das Kästchen: aber das half alles nichts. Sie konnte nicht erforschen was darin wäre.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter; steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf und —

Hur! flogen ein paar bunte allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher; warfen die Flasche mit der Schafmilch um,

 und

und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort; die süße Schafmilch lag auf der Erde; für Julchen gabs diesen ganzen Tag nichts als Brod und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wol ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könnte.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist!

E.

Nach dem Französischen
des Herrn Monget.

Die beiden ungleichen Brüder.

Hört, Kinder, eine merkwürdige Geschichte von zwei ungleichen Brüdern!

Sie waren Söhne eines Bauersmanns. Der eine hieß Peter, der andere Gottlieb.

Peter war ein böser Junge; er war gierig, faul und tückisch.

Gottlieb hingegen war ein liebes gutes Kind, sanft wie ein Schäfchen, und fleißig wie ein Bienchen. Auch gab er von allem, was er hatte, seinem Bruder gern die Hälfte, oft sogar sein ganzes Butterbrod.

Einstmals wurden beide in den Wald geschickt, und was sie zu Mittag essen sollten, das ward ihnen mitgegeben.

Es wurde heiß; ganz ermüdet von dem weiten Wege und von der Sonnenhitze, setzten sie sich unter einen Baum und Gottlieb schlief ein.

Gierig warf der heishungrige Peter sich über das Essen her, und verschlang alles, was sie mitgebracht hatten.

Kaum hatte er dies gethan, so lief er davon, und kehrte zurück nach dem Dorfe.

Es ward Abend; die Sonne ging unter, und der arme Gottlieb erwachte.

Wie er sich die Augen rieb! wie er nach seinem Bruder sich umsah! und da er ihn nirgends erblickte, und nun bemerkte, daß er von ihm verlassen wäre: Gott! wie er da anfing zu weinen und zu jammern!

„O ich armes armes Kind! rief er aus; was soll ich nun machen? Wie soll ich den Weg nach Hause finden! Was soll ich anfangen, wenn ich die Nacht hier im Walde zubringen muß! O ich armes unglückliches Kind!

Indem er noch so klagte, kam eine prächtige Karosse mit sechs schönen weißen Pferden vorbeigefahren. In der Karosse saß ein reicher reicher Mann, der auch ein recht guter lieber Mann war.

Dieser hörte den armen Gottlieb weinen, und rief dem Kutscher: halt! Der Kutscher hielt, und ein Bedienter führte den weinenden Gottlieb herbei.

Als nun der reiche Herr vernahm, wie es dem armen Knaben gegangen wäre, ließ er ihn in seinen Wagen heben; und nun gieng es fort in sausendem Galopp bis zu des Herrn Pallaste.

Hier ward er herrlich gespeiset und getränkt, und man ließ ihn in einem schönen weichen Bette schlafen.

Am andern Morgen wollte der gute Herr ihn nach seinen Eltern bringen lassen: aber der Kleine war noch so jung, daß er seine Eltern und das Dorf, worin sie wohnten, nicht zu nennen wußte.

Er mußte also bleiben; und weil er ein so gutes folgsames Kind war: so gewann der gute reiche Herr ihn sehr lieb, und ließ ihn sorgfältig erziehen.

Endlich, da er groß geworden war, schenkte der Herr ihm ein Haus und so viel Land und Wiesen dazu, daß er viele Kühe und Pferde halten und recht vergnügt davon leben konnte.

Eines Abends, da er von seinem Felde zu Hause ging, begegnete ihm ein armer armer Mann, der ganz in Lumpen gekleidet war.

Er gab ihm etwas, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, um zu hören, wodurch er denn so elend geworden wäre?

„Ach, sagte der Arme, das habe ich in der Jugend an meinem armen unschuldigen Bruder verdient!"

Wie so? fragte Gottlieb.

Da erzählte der arme Mann, daß er einst seinen kleinen schlafenden Bruder im Walde verlassen hätte; daß dieser darauf vermuthlich von wilden Thieren wäre zerrissen worden; und daß der liebe Gott es ihm nachher immer übel habe ergehen lassen.

Denkt, Kinder, wie der gute Gottlieb die Augen aufreißen mußte, da er aus dieser Erzählung erkannte, daß der arme Mann sein Bruder wäre!

„Mein Bruder!" rief er; und fiel ihm um den Hals. Der erstaunte Bruder war wie vom Donner gerührt. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber er konnte nur weinen.

Fröhlich, als wenn er einen großen Fund gethan hätte, eilte Gottlieb mit ihm zu Hause, und ließ ihn kleiden und sich erquicken.

Peter hatte die Bosheit seiner Jugend schon längst bereut; Gottlieb hatte sie ihm schon längst ver-

vergeben. Jener half nunmehr den Acker bauen, und dieser theilte mit ihm alles, was er hatte.

So lebten sie beide viele Jahre in fröhlicher Geschäftigkeit und brüderlicher Liebe und Einigkeit.

C.

Nach dem Französischen des
Herrn Monget.

Fritzchen,
an ein Vergißmeinnichtblümchen.

Dich auch so grausam abzubrechen!
Nicht wahr, mein Blümchen, könntst du sprechen,
Du würdest sagen: thu es nicht!
Allein, vergib mir armen Knaben,
Ich thu es nur um Trost zu haben;
Gewiß! aus Leichtsinn thu' ichs nicht.

Ich hab' ein Schwesterchen; wir liebten
Uns sonst so herzlich; wir betrübten
Uns niemals, weder ich noch sie.
Ach, wie sie oft mit süßen Blicken

Mir

Mir Kirschen bot vom Ast zu pflücken?
O das vergeß ich ihr doch nie.

Daß sie mich einst noch sollte kränken,
Wie hätt' ich so was können denken
Von ihr! und doch hat sie's gethan.
Ach jedem Steine möcht' ichs klagen —
Ich wollt' ihr eben etwas sagen;
Sie ging und sah mich gar nicht an.

Kann Schwesterchen mich so betrüben?
Mein Schwesterchen mich nicht mehr lieben?
Ich Armer, wüßt' ich nur, warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein wie's scheinet,
So kümmert sie sich wenig drum.

Komm, komm ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr flehend sagen:
Sieh, Schwester, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich von mir nicht nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen.
Gott oben, der vergißt mein nicht.

Overbeck.
(Abgeändert.)

Fritzchen,

da sein Schwesterchen wieder freundlich war.

Nun sey auch alles Leid vergessen!
Fort, Gram, aus meinem ganzen Sinn.
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kräusel treiben, wie vorhin.

Sie hat mir nun die Hand gegeben,
Und: liebes Fritzchen! mir gesagt;
Und, — ach! in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nicht so süß gelacht.

Das war ein Augenblick! Ich dachte
Der ganze Himmel stieg herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! wie fühlt ich das!

„Bist du mein Schwesterchen noch immer? —
„Bist du mein gutes Fritzchen noch? —

Ja,

Ja, ja, ich änderte mich nimmer;
Ich war und bin dein Fritzchen noch.

Und du bist meine kleine, süße,
Unendlich süße Schwester, du! —
Da gaben wir uns Herzensküsse,
Und alle Engel sahen zu.

Overbeck.
(Abgeändert.)

Der dankbare Anton.

Minna.

Liebe Mutter, erzähle mir doch ein Geschichtchen: bitte, bitte!

Mutter.

Laß sehen, wie viel du gestrickt hast?

Minna.

Warum?

Mutter.

Weil ich, wie du weißt, nur dann etwas erzählen kann, wann du recht fleißig gewesen bist. — (Sie besieht das Strickzeug.) J nun, das geht ja wol an! Ich bin zufrieden, Minna!

Minna.

Minna.

Nun erzählst du mir auch was?

Mutter.

Wenn mir etwas einfällt. Komm, wir wollen mit unserer Arbeit in die Laube gehn; unterdessen werde ich mich wol auf etwas besinnen.

(In der Laube.)

Minna.

Nun, Mutter?

Mutter.

Ja, was erzähl' ich dir denn? — Hast du die Geschichte vom kleinen dankbaren Anton schon gehört?

Minna.

Nein, liebe Mutter! Was ist das für eine?

Mutter.

Du sollst sie hören:

In Flandern — weißt du auch noch, wo Flandern liegt?

Minna.

O ja, in den Niederlanden.

Mutter.

Richtig! In Flandern also lebte ein armer armer Mann, der auf der ganzen Welt fast nichts hatte, als einen kleinen guten Sohn von sechs Jahren, welcher Anton hieß.

Der kleine Anton war eben so arm, als sein Vater, und hatte auf der ganzen weiten Welt weiter nichts, als — ein Kaninchen.

Minna.

Ach, Mutter, das sind allerliebste Thierchen, die Kaninchen! Wenn ich doch auch eins hätte!

Mutter.

Liebe Minna, du hast so viel andere Dinge zu deinem Vergnügen, daß du ein Kaninchen füglich entbehren kannst. Du hast gute reinliche Kleider, wohlschmeckendes und gesundes Essen und Trinken, ein bequemes Bettchen, eine niedliche Puppe, ein Lämmchen, ein paar Täubchen und einen ganzen Schrank voll Bücher und Spielsachen. Von alle dem hatte der arme Anton nichts.

Minna.

Himmel! er hatte nicht einmal Kleider?

Mutter.

Alte schmutzige Lumpen, welche kaum seine Blöße deckten!

Minna.

Und kein Bett?

Mutter.

Ein wenig Stroh in einem Winkel auf der Erde!

Minna.

Und nichts zu essen und zu trinken?

Mutter.

Zu essen oft gar nichts; wenn's ihm recht gut ging, so hatte er ein Stück schwarzes trocknes Brod und einen Trunk Wasser dazu.

Minna.

O der arme Anton! Wenn er doch hier wäre, ich wollte ihm alle Tage von meinem Frühstück und von meinem Vesperbrod die Hälfte geben!

Mutter.

Nun, höre weiter! — So arm der kleine Anton nun auch war: so lebte er doch vergnügt; denn sein liebes Kaninchen ersetzte ihm alles. Auch war es wirklich ein ganz allerliebstes Thierchen.

Minna.

Wie sah' es denn aus?

Mutter.

So weiß, wie der Schnee, wenn die Sonne darauf scheint; ach, und sein weißes Fellchen war so weich, so weich wie Seide! Seine Augen schienen ganz von Feuer zu seyn.

Minna.

Allerliebst!

Mutter.

Und dabei war es so zahm; an den kleinen Anton so gewöhnt! So oft sein Vater ihm ein Stück Brod zu Hause brachte, setzte er sich damit hinter die Hütte ins Gras. Dann brauchte er nur zu rufen: Hänschen! Hänschen! gleich war sein liebes Kaninchen da, hüpfte ihm in den Schooß, setzte sich auf die Hinterfüße, und nahm ihm ein Stückchen Brod nach dem andern aus dem Munde.

Minna.

O liebe, beste Mutter, so ein Kaninchen muß ich auch haben!

Mutter.

Du kannst ja dein Lämmchen und deine Taube eben so gewöhnen. Glaube mir, Kind, alle

Thiere

Thiere sind dankbar und lieben uns, wenn sie sehen, daß wir sie lieb haben.

Nun — um wieder auf unsern Anton zu kommen — ungeachtet er oft Hunger, Kälte, und viel Ungemach ausstehen mußte, so war er doch nicht traurig darüber, weil sein liebes Kaninchen ihm alle Tage so viel Freude machte.

Aber nun kam eine schlimme Zeit. Der arme Anton wurde krank, sehr krank!

Minna.

Was fehlte ihm denn?

Mutter.

Er hatte Steinschmerzen.

Minna.

Steinschmerzen? Das versteh ich nicht.

Mutter.

Wohl dir, daß du nie erfahren hast, was für eine schmerzhafte Krankheit darunter verstanden wird! — Du weißt doch, daß in unserm Leibe eine Blase ist, worin alle die überflüßigen Feuchtigkeiten sich sammeln, welche wir nicht bei uns behalten können?

Minna.

O ja, das weiß ich wol!

Mutter.

Nun stelle dir vor, in dieser Blase entstehen zuweilen Steine, wie ein Taubenei groß, auch wol noch größere, welche sich vor die kleine Oeffnung der Blase legen, daß das Wasser davor nicht herauslaufen kann. Denke, was das für Schmerzen machen muß, wenn die Blase voll ist, und man das Wasser nicht kann laufen lassen!

Minna.

Himmel! — Aber wie können denn solche Steine in der Blase entstehen?

Mutter.

Du mußt wissen, liebes Kind, daß die Steine, wie alle andere Körper, aus ganz feinen Theilchen bestehen. Willst du das recht deutlich sehen, so hole mir einen Hammer.

(Minna holte einen Hammer, und die Mutter schlug damit auf einen kleinen Stein, bis er zu lauter Staubtheilchen zertrümmerte.)

Siehst du, Minna? Aus so feinen Theilchen bestehen die härtesten Steine. Dergleichen Theilchen

chen nun kommen oft mit Speiſ' und Trank vermiſcht in unſern Leib und beſonders in die Blaſe. Da ſetzen ſie ſich denn zuweilen an einander, und werden Stein. Das widerfuhr nun jetzt dem armen kleinen Anton, und er litt daher ganz fürchterliche Schmerzen.

Minna.

Kann denn das nicht kurirt werden?

Mutter.

Nicht immer; zuweilen muß man daran ſterben. Oft aber ſchneiden die Aerzte dem Kranken ein Loch in den Leib, um den Stein herauszunehmen. Wenn ihnen das gelingt, ſo iſt dem Uebel abgeholfen.

Minna.

Ließ der arme Anton ſich denn auch ſo ein Loch ſchneiden?

Mutter.

Das hätt' er gern gethan, um der unausſtehlichen Steinſchmerzen loszuwerden. Aber es fand ſich kein mitleidiger Arzt, der die Mühe, ihn zu ſchneiden, umſonſt übernehmen wollte; und Geld konnte ſein Vater nicht darauf verwenden, weil er keins hatte. Da mußte alſo der

arme Anton liegen und sich krümmen und winseln, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Minna.

O der arme Junge!

Mutter.

Da kam denn oft sein liebes Kaninchen und setzte sich neben ihm aufs Stroh, und sah ihn so kläglich an, als wenn es sagen wollte: „ach, du armer Anton, wie dauerst du mich!“ Und Anton sah sein liebes Kaninchen dann wieder so wehmüthig an, als wenn er sagen wollte: „du liebes Thierchen, nun werde ich dich wol bald verlassen müssen!“

Nun wohnte in der Nachbarschaft ein reicher und mitleidiger Mann. Der hörte von Antons Leiden und von seines Vaters Armuth reden. Gleich kam er selbst gegangen, um zu sehen, ob das alles wahr wäre, und wie er ihm helfen könnte?

Als nun dieser gute Mann in die Hütte trat und den armen kranken Anton so ganz verhungert und abgezehrt auf seinem Strohlager liegen sah: so konnt' er sich der Thränen kaum enthalten.

„Armes Kind, sagte er, gib dich zufrieden; ich will für dich sorgen!“

Und gleich ließ er den kranken Knaben in sein schönes Haus tragen. Hier ward er in ein hübsches reinliches Bettchen gelegt, und so verpflegt, als wenn er des reichen Mannes leiblicher Sohn gewesen wäre.

Auch mußte gleich ein geschickter Arzt geholt werden, der ihn kurirte. Die Kur ging auch so gut von statten, daß der Knabe nach vierzehn Tagen gesund und wohl wieder zu seines Vaters Hütte zurückkehren konnte.

Diesem hatte der reiche Mann unterdeß auch etwas zu verdienen gegeben, und den guten Anton hatte er noch obendrein vom Kopf bis zu den Füßen kleiden lassen. Vater und Sohn fanden sich also nunmehr glücklicher, als sie je gewesen waren; und das treue Kaninchen machte vor Freuden hohe Luftsprünge, da es seinen lieben Anton wieder sah.

Da sagte der gerührte Vater zu seinem Sohne: „sieh, lieber Anton, wie glücklich uns der liebe Herr gemacht hat! Was wollen wir denn nun ihm dafür wieder thun, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen?“

Anton bedachte sich einen Augenblick; dann rief er freudig aus: o ich will ihm mein liebes Kaninchen bringen!

Minna. (erstaunt)

Ah!

Mutter.

„Thue das, liebes Kind, sagte der Vater: es ist dein Liebstes, es ist dein ganzer Reichthum. Besser kannst du ihm deine Dankbarkeit nicht bezeigen. Sage ihm auch: dein Vater wollte alle Woche einen Tag umsonst für ihn arbeiten."

Der Kleine fing sein Kaninchen, und ungeachtet es ihn schmerzte, sich davon zu trennen, so lief er doch so freudig damit fort, als wenn es ihm erst jetzt wäre geschenkt worden und er es nun zu Hause trüge.

Minna.

O wenns der reiche Mann nur nicht annimmt!

Mutter.

Hättest du es nicht genommen?

Minna.

Nein, Mutter, gewiß nicht!

Mutter.

Nun, der reiche Mann hatte auch ein Herz, wie man es haben muß. Er hörte den kleinen Anton erst ruhig an. Aber dann nahm er ihn auch auf die Arme, küßte ihn und sagte:

„Recht so, gutes Kind! Man muß dankbar seyn gegen diejenigen, die uns Gutes erwiesen haben. Aber ich bin mit deinem guten Willen schon zufrieden. Nimm dein Kaninchen nur wieder mit; ich kaufe dir noch eins dazu, damit du ein Pärchen habest.“

Der gute Mann hielt Wort. Er that aber auch noch mehr; er bezahlte für den armen Anton das Schulgeld, damit er etwas lernte, und seinem ehrlichen Vater gab er so viel zu verdienen, daß beide ferner keinen Mangel leiden durften.

Anton wurde groß und gut; war immer fromm und arbeitsam; auch ging es ihm immer wohl, und wenn nachher Eltern ihre Kinder zur Dankbarkeit ermuntern wollten: so erzählten sie ihnen die Geschichte von Anton und seinem Kaninchen.

C.

Aufmerksam.

Kind.

Lieber Vater, warum darf denn Gottfried nicht mit spatzieren gehn?

Vater.

Weil er in der Schule nicht aufmerksam gewesen ist.

Kind.

Was heißt denn aufmerksam? Das Wort versteh ich nicht.

Vater.

Bist du denn noch niemals aufmerksam gewesen?

Kind.

Ich weiß nicht.

Vater.

Du weißt es wohl; aber du verstehst nur das Wort nicht. Wenn dein Lehrer bei dir sitzt und mit dir redet, was thust du dann?

Kind.

Ich höre zu.

Vater.

Das ist gut; aber indem du zuhörst, denkst du nicht auch zugleich an etwas?

Kind.

Ja!

Vater.

An was denkst du denn?

Kind.

Ich denke an das, was mir der Lehrer sagt!

Vater.

Nun gut, wenn du das thust, so bist du aufmerksam, und so mußt du allemal seyn, wenn du etwas hörst oder siehst. Du könntest aber auch, wenn dein Lehrer mit dir redet, unterdessen an etwas anders denken, z. E. an deine Spielsachen oder ans Essen; und wenn du das thätest, alsdann wärest du nicht aufmerksam, sondern unachtsam.

Kind.

Ha, ha!

Vater.

Es ist aber nicht recht, wenn man unachtsam ist; denn da lernt man nichts, das heißt, man behält nichts von dem, was der Lehrer sagt.

Sie-

Siehe, so hat es Gottfried heute gemacht; darum darf er auch nicht mit spatzieren gehn. Denn wenn man nicht recht thut, so darf man auch kein Vergnügen haben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand, mit kleinen Abänderungen.

Körper.

Kind.

Lieber Vater, ich fragte heute den Herrn Ernst, was der Mond wäre? und da antwortete er mir: es wäre ein Körper. Ich kann das nicht begreifen. Der Mond sieht doch gar nicht so aus, wie ein Mensch, und ich denke, die Menschen haben nur einen Körper.

Vater.

Liebes Kind, Herr Ernst hat wohl Recht gehabt; du mußt nur das Wort Körper recht verstehen lernen.

Kind.

Wie muß ich das machen?

Vater.

Vater.

Achtung geben, so will ichs dir sagen. Körper nennt man alle Dinge, die man sehen und fühlen kann. Du kannst deinen Leib sehen und fühlen, also ist dein Leib —

Kind.

Ein Körper!

Vater.

Aber, was meinst du nun, sollte der Stein, der hier liegt, auch wol ein Körper seyn?

Kind.

Ich glaube ja.

Vater.

Kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist der Stein allerdings ein Körper. Ferner, der Baum, der da steht, kannst du ihn sehen?

Kind.

Kind.

Ja.

Vater.

Auch fühlen?

Kind.

O ja

Vater.

Also ist der Baum auch —

Kind.

Ein Körper.

Vater.

Nun wollen wir vom Monde reden. Kannst du den Mond sehen?

Kind.

Ja, ich sehe ihn am Himmel stehen.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Nein, fühlen kann ich ihn nicht.

Vater.

Warum nicht? Nicht wahr, darum, weil er weit von dir ist? Aber wenn du ganz nahe zu ihm kommen könntest, so würdest du ihn wohl füh-

fühlen, so gut wie du die Erde fühlen kannst, auf der du stehst. — Denn dort steht z. E. ein Haus, das kannst du sehen; aber kannst du es auch fühlen?

Kind.

Nein.

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Weil es weit von hier ist.

Vater.

Hältst du es darum für keinen Körper?

Kind.

O ja, denn wenn ich dort wäre, so würde ich es anrühren können.

Vater.

Du hast Recht: und wenn du bei dem Monde wärest, würdest du ihn auch anrühren können; aber dahin können wir nicht kommen.

Kind.

Warum nicht?

Vater.

Weil zwischen hier und dem Monde nichts als Luft ist, und durch die Luft können wir nicht fliegen.

Kind.

Das ist Schade; das sollte einmal gehen! — aber was ist denn die Luft?

Vater.

Die Luft ist auch ein Körper.

Kind.

O das sagst du wol nur so! Ich kann sie ja nicht sehen.

Vater.

Das ist wahr; aber du fühlst sie doch.

Kind.

Ich bitte um Vergebung, lieber Vater, ich fühle sie auch nicht.

Vater.

Nicht? Reiche mir doch einmal die Hand her. (Er bläst darauf.) Fühlst du nichts auf der Hand?

Kind.

Ja, ich fühle Wind.

Vater.

Dieser Wind ist nichts als Luft, die ich mit meinem Munde nach deiner Hand hingetrieben habe. Du kannst sie fühlen, sie muß also auch —

Kind.

Ein Körper seyn.

Vater.

Aber siehe hier ist mein Schatten: siehst du ihn?

Kind.

Ja.

Vater.

Fühlst du ihn auch? Kannst du ihn angreifen?

Kind.

Ich will einmal sehen. (Greift darnach.) Nein, Vater, ich fühle ihn nicht.

Vater.

Also ist auch der Schatten kein Körper.

Kind.

Was ist er denn, Vater?

Vater.

Der Schatten ist eigentlich gar nichts, sondern nur ein Fleck, dahin das Licht nicht scheinen

kann, weil ihm ein Körper im Wege steht. — Merke dir also: alles was du sehen und fühlen, vornehmlich fühlen kannst, wenn du dabei bist, das ist ein Körper. Also Sonne, Mond, Sterne, Luft, Erde, Wasser, Thiere, Bäume, Steine u. s. w. das alles sind Körper, denn das alles kannst du sehen, und wenn du nahe genug dabei bist, auch fühlen.

Kind.

Vater, da hab ich ein Räthsel gemacht!

Vater.

Ei, ei! Laß doch hören.

Kind.

Was ist das, was man sehen und doch nicht fühlen kann, wenn man auch gleich dicht dabei ist?

Vater.

Bravo! das soll ja wol der Schatten seyn.

Kind.

Ja, du hasts errathen; nun will ich geschwind zu Julchen laufen, die soll sich einmal recht den Kopf darüber zerbrechen!

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand mit einigen Abänderungen und Erweiterungen.

Wesen und Mensch.

Vater.

Was bist du, mein Kind?

Kind.

Ich bin ein Mensch.

Vater.

Was ist ein Mensch?

Kind.

Ein Mensch ist — ein Mensch ist —

Vater.

Ja nun, was ist er denn? Ich sehe du kannst nicht das rechte Wort finden.

Kind.

Ein Mensch ist — ich weiß nicht, wie ich sprechen soll.

Vater.

Wie? wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, ein Mensch ist kein Baum.

Vater.

Oder ein Ding? — Ein Mensch ist ein Ding?

Kind.

Erlaube, lieber Vater, ich bin wol ein Mensch; aber ich bin kein Ding.

Vater.

Oder eine Sache? Ein Mensch ist eine Sache? Wie klänge denn das?

Kind.

Nicht gut.

Vater.

Nun, so will ich dir ein Wort sagen, das du brauchen kannst: ein Wesen. Ein Mensch ist ein Wesen.

Kind.

Ein Wesen — ein Wesen — das versteh ich gar nicht.

Vater.

Siehe, mein Kind, wenn ich einer Sache gar keinen andern Namen zu geben weiß: so kann ich sie doch ein Ding nennen. Ist es nicht wahr, du magst sehen, was du willst, oder hören, was du willst, so fragst du: was ist das für ein

Ding? Aber eben darum, weil man das Wort Ding auch von sehr schlechten und geringen Sachen sagt, bekommt das Wort selbst eine schlechte Bedeutung, und darum schickts sich nicht wohl, daß man einen Menschen ein Ding heißt; und weil das Wort Wesen eben so viel bedeutet, als das Wort Ding, so spricht man lieber: der Mensch ist ein Wesen, als, der Mensch ist ein Ding. Also der Mensch ist ein Wesen; aber was für ein Wesen?

Kind.

Ein lebendiges Wesen.

Vater.

Aber das ist unser Kater auch; also ist Kater und Mensch wol einerlei?

Kind.

O ni!

Vater.

Aber warum denn nicht, mein Kind?

Kind.

Er sieht ja gar nicht aus, wie ein Mensch.

Vater.

Das ist wahr, aber Ein Mensch sieht auch nicht grade so aus wie der Andere. Das bloße

Aussehn kanns also wol nicht machen. — Wie nennt man alles das, was man vom Menschen sehen kann — seinen Kopf, Hals, Rumpf, Arme und Beine — mit einem Worte?

Kind.

Den Leib des Menschen.

Vater.

Wie nennt man aber das unsichtbare lebendige Wesen, was in diesem Leibe wohnt, und was da macht, daß der Leib selbst auch lebendig ist?

Kind.

Die Seele des Menschen.

Vater.

Wie, wenn wir also so sagten: der Mensch ist ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht?

Kind.

Ja, das ist recht.

Vater.

Aber hat nicht der Kater auch einen Leib?

Kind.

Ja.

Vater.

Vater.

Hat er nicht auch eine Seele?

Kind.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Aber warum nicht? Lebt nicht der Leib des Katers auch? Und muß also nicht auch in ihm ein unsichtbares lebendiges Wesen, oder eine Seele seyn, die diesen seinen Leib lebendig macht?

Kind.

Ja, doch!

Vater.

Also ist ja der Kater auch ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht? Also sind Kater und Mensch ja doch einerlei? — Du stutzest, Kind? weißt nicht, was du dazu sagen sollst? Hör zu, ich will dir sagen, worin der Unterschied besteht. Glaubst du etwa, daß der Kater im Stande sey, so wie wir, über etwas nachzudenken, etwas so recht zu begreifen, wie du jetzt begriffen hast, was ein Wesen sey?

Kind.

Nein, das kann er wol nicht.

Vater.

Das macht, seine Seele ist nur eine unvernünftige Seele, die unsrige aber ist vernünftig.

Kind.

Ah, nun weiß ich, wie ich sagen muß, wenn ich gefragt werde: was ein Mensch ist!

Vater.

Und wie willst du denn nun sagen?

Kind.

Ich will sagen: ein Mensch ist ein lebendiges Wesen, das aus einem Leibe und aus einer vernünftigen Seele besteht.

Vater.

Das ist recht gesagt! So wird keiner den Menschen mit dem Kater verwechseln können.

Kind.

Aber giebts denn noch mehr Wesen, als den Menschen und den Kater?

Vater.

Liebes Kind, ich kann alle Sachen Wesen heißen, wenn sie gleich sonst gar nicht einerlei sind.

sind. Z. E. ein Mensch ist etwas ganz anders, als ein Baum, und ein Baum etwas ganz anders, als ein Stein; aber Wesen kann ich sie alle drei nennen; denn, Wesen kann ich alles nennen, was nur irgendwo ist.

Kind.

Also sind alle Thiere wol auch Wesen?

Vater.

Ja, man kann sie so nennen.

Kind.

Und die Blumen auch?

Vater.

Ja!

Kind.

Gut, das will ich mir merken, und wenn ich einer Sache keinen andern Namen zu geben weiß, so will ich sie ein Wesen nennen.

Vater.

Recht so! du bist ein gutes lernbegieriges Wesen! Dafür sollst du auch einen Kuß haben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand, abgeändert und erweitert.

Theil.

Vater.

Weißt du denn nun bald alle Theile deines Leibes?

Kind.

Ja, wenn ich nur erst wüßte, was ein Theil wäre?

Vater.

Das sollst du bald wissen: sieh, hier ist ein Apfel': den schneide ich jetzt mitten von einander: nun siehst du zwei Stücke: sind dies zwei ganze Aepfel?

Kind.

Nein, es sind zwei Stücke.

Vater.

Recht, und diese Stücke heißen Theile. In wie viel Theile habe ich also den Apfel getheilt?

Kind.

In zween Theile.

Vater.

Und nun kann ich diese zween Theile wieder in mehrere Theile theilen; denn, wenn ich nun jedes

jedes Stück wieder mitten von einander schneide: wie viel Stücke sind es nun?

Kind.

Viere.

Vater.

Recht: nun habe ich also den Apfel, der vorhin ganz war, in vier Stücke zerschnitten: jedes solches Stück heißt ein Theil, und alle vier Theile zusammen, machen einen ganzen Apfel aus.

Siehe, mein Kind, so könnte man jeden Körper theilen: und wenn man sie gleich nicht wirklich von einander schneidet, so sind doch die Theile da, ob sie gleich bei einander bleiben. Also auch dein Leib hat solche Theile.

Kind.

Willst du denn meinen Leib auch von einander schneiden?

Vater.

Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn da würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die Theile deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut als wir die Theile des Apfels sahen, ehe er zerschnitten war. So

wie ich hier stehe, siehest du meinen ganzen Leib; der Kopf, der Rumpf, die Arme und die Füße sind Theile meines Leibes. Keiner von diesen Theilen ist für sich allein ein Leib, so wie kein Stück des Apfels für sich allein ein Apfel ist: z. E. mein Kopf — ist mein Kopf ein Menschenleib?

Kind.

Nein.

Vater.

Aber ein Theil des Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu. Ist mein Arm ein Menschenleib?

Kind.

Nein, aber er gehört zu deinem Leibe.

Vater.

Folglich ist er ein Theil meines Leibes, und so alle die übrigen Stücke und Glieder des Leibes. Weil nun nicht alle Theile unsers Leibes einerlei sind, so nennen wir einige fest und einige flüßig: weißt du auch was fest und flüßig ist?

Kind.

Ich weiß es nicht recht.

Vater.

Vater.

Ich will dir es gleich zeigen. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper zertheilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser: ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn ich nun das gethan habe, siehest du es dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe?

Kind.

Nein! es sieht noch eben so aus, wie zuvor.

Vater.

Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennte, gleich wieder zusammen gingen: und daran kannst du allemal einen flüßigen Körper kennen. Was von sich gleich wieder zusammen geht, wenn es getheilt wird, das ist flüßig: was aber getheilt bleibt, wenn man es von einander trennt, das heißt man fest. Z. E. Ein Stück Holz: wenn ich das von einander schneide, so bleiben die zwei Stücken getrennt; sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser, und daran kennt man einen festen Körper. Nun wirst du auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüßig sind: z. E. der Eßig, ist er fest oder flüßig?

Kind.

Flüßig.

Vater.

Das Bier?

Kind.

Flüßig.

Vater.

Der Zucker?

Kind.

Fest.

Vater.

Das Blut?

Kind.

Flüßig.

Vater.

Die Knochen?

Kind.

Fest.

Vater.

Die Thränen?

Kind.

Flüßig.

Vater.

Die Haut?

Kind.

Fest.

Vater.

Vater.

Aus was für Theilen besteht also dein Leib? Aus festen oder flüßigen?

Kind.

Aus festen und aus flüßigen.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Die Schiffahrt.

Fritzchen an seinen Freund Hänschen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiflein, o trage
Noch einmal mein Hänschen und mich!
O wieg' uns noch einmal behend[illegible]
Von hinnen bis an der M[illegible]
Zur Wiege begehren [illegible]

Wir fuhren [illegible]
[illegible]

Da ließen die Blumen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu hauf.

Wir schwebten in lüsternen Kreisen;
Da sangen die Lerchen die Weisen,
Da zirpeten Täucher im Rohr.
Wir schwebten auf strömenden Flächen;
Da rauschte Gemurmel von Bächen;
Da säuselten Lüftchen ans Ohr.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns manches zu lachen,
Wir hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Hänschen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
Du kleiner Gefälliger, sage:
...waren so selig auch mir!
... ich das Schiflein mir wieder,
... neben mir nieder,
... mit dir.

...erbeck.

Fritz, der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt leider! Fritzchen gar zu viel.

Ihm that's im Erd= und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Und traun! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert,
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht so ganz unversehrt.

Selbst ein paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt:
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen
Stieg er ins Fenster einst hinein.
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte seyn!

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem irdnen Näpfchen da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz' hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht ihn mördrisch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum *).

Goekingk.

*) Ein starkes Gift.

Das reinliche Kind.

Zu Paris war ein kleines Mädchen, welches man die niedliche Marion nannte.

Diese Marion war so reinlich, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehn.

Wann sie aß oder trank oder spielte, nahm sie sich immer sehr in Acht, daß sie sich ja nicht beschmutzte; und sobald sie merkte, daß ihre Hände oder ihr Gesicht nur im geringsten unrein waren, gleich lief sie zu ihrer Mutter, und sagte:

„Liebe Mutter, sieh, da sitzt mir was Schmuzziges; sey doch so gut, und wasche es mir ab!"

Von ihrem fünften Jahre an, that sie dieses selbst; und da bat sie sich nur Wasser und ein Handtuch aus, so oft sie etwas Schmutz an sich bemerkte.

Ihre Wäsche war immer weiß, wie Schnee, und an ihren Kleidern sahe man niemals was Beflecktes oder Zerrissenes.

Eine vornehme Dame, welche dieses an der niedlichen Marion bemerkt hatte, erzählte es der Königinn; und die Königinn befahl ihr, die kleine niedliche Marion zu ihr zu führen.

Das geschahe.

Die Königinn war erfreut, das liebe kleine Geschöpf zu sehn. Marion wollte ihr den Rock küssen, aber die Königinn gab ihr einen Kuß auf den Mund.

Sie ließ auch die kleinen Prinzessinnen kommen, daß sie mit ihr spielten; und zuletzt gab sie ihr schöne allerliebste Spielsachen, die ganze Schürze voll.

Seht, Kinder, so macht man sich beliebt durch Reinlichkeit!

Hört nun auch, wie es einst einem unreinlichen Kinde ging.

Dieses war Kasimir der Schmutzige, in der rußischen Stadt Moskau.

Hatte man je einen jungen Schmutzlümmel gesehn, so war es dieser.

Seine Hände, sein Gesicht, seine Kleider waren immer so beschmutzt, daß er fast einen Schorsteinfeger ähnlich sah.

Wer ihn ansahe, der empfand Ekel, und mußte das Gesicht von ihm weg kehren.

Eines Tages wollte der rußische Kaiser seinen Kindern, den jungen Prinzen und Prinzessinnen

sinnen ein Vergnügen machen. Er befahl also, daß man hübsche Kinder aus der Stadt nach seinem Schlosse führen sollte.

Unglücklicher Weise führte jemand den Kasimir auch herbei. Seine Eltern hatten ihn zwar reinlich angezogen, aber ehe er auf dem Schlosse ankam, hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, von unten bis oben wieder besudelt.

Jetzt trat der Kaiser in den Saal, und hatte eine rechte Freude über die vielen artigen und reinlichen Kinder, die er da versammelt sah.

Auf einmal fiel ihm der schmierige Kasimir in die Augen.

„Wer, fragte er, hat uns dieses Schweinchen hergeführt? Fort mit ihm zum Schorsteinfeger!"

Sein Befehl wurde erfüllt. Kasimir mußte Schorsteinfeger werden.

Die andern Kinder lobte der Kaiser, und beschenkte sie, da sie wieder zu Hause gingen, mit vielen wunderschönen Sachen.

Schlözer.

Ein bewährtes Mittel
recht lange, recht gesund, und recht froh zu leben.

Wer von euch, ihr Kinder, hat Lust, ein recht hohes Alter zu erreichen? Und wer von euch wünscht immer recht gesund und froh zu seyn? Der höre mir zu!

Ich habe ein sichres Mittel dazu entdeckt; hört, wie ich das angefangen habe.

Ich las in den Zeitungen: bei London in England sey ein Mann gestorben, der habe hundert und zehn Jahr gelebt, der sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich hin nach London, und fragte: wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er war immer freundlich und gefällig gegen jedermann; zankte sich niemals in seinem ganzen Leben; aß und trank nie mehr, als er nöthig hatte, um keinen Hunger und Durst zu leiden, und war immer fleißig und arbeitsam von

früher

früher Jugend an. Deswegen ist er so alt geworden!"

Das merkte ich mir in mein Gedächtnißbuch, worin ich dasjenige aufzuschreiben pflege, was ich nicht wieder vergessen will.

Bald darauf las ich wieder in den Zeitungen: bei Stockholm in Schweden sey eine Frau gestorben, die habe hundert und funfzehn Jahr gelebt; die sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Stockholm, und fragte: wie hat die Frau denn das gemacht, daß sie so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Sie war immer eine große Freundin von Reinlichkeit; wusch sich alle Tage nicht nur Hände und Gesicht, sondern auch den ganzen Oberleib und die Füße mit kaltem Wasser. So oft sie aber Gelegenheit dazu hatte, tauchte sie sich ganz und gar in kaltes Wasser ein. Daneben aß und trank sie keine Leckereien, kein Zuckerbrod, keinen Kaffee, keinen Thee und keinen Wein. Deswegen ist sie so alt geworden!"

Das merkte ich mir abermals in meinem Gedächtnißbuche an.

Wiederum las ich in den Zeitungen: bei Petersburg in Rußland sey ein Mann gestorben, der habe hundert und zwanzig Jahr gelebt; der sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Petersburg, und fragte: wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er stand immer früh auf, legte sich immer früh zu Bette, schlief nie mehr als sieben Stunden, war nie müßig, arbeitete oft und viel in freier Luft, besonders in seinem Garten, saß und ging nie krumm oder schief, sondern immer ganz gerade, und verschmähete von ganzem Herzen die üppigen Vergnügungen der Stadtleute, an denen er nie Theil nahm. Deswegen ist er so alt geworden!"

Ich schrieb mir auch dieses in mein Gedächtnißbuch.

Endlich las ich noch einmal in den Zeitungen:

Bei Edinburg in Schottland lebe noch jetzt ein Mann von hundert und zwanzig Jahren, der sey auch nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich auch nach Edinburg, und fragte: wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er hat es eben so gemacht, wie der alte Mann bei London, wie die alte Frau bei Stockholm und wie der alte Mann bei Petersburg. Er hat sich aber auch besonders von früher Jugend an recht hart gewöhnt, hat nie über Frost oder Hitze oder über andere Beschwerlichkeiten geklagt; er war bei Tage nie zu warm gekleidet, und des Nachts nie mit Federbetten bedeckt; er genoß immer die einfachsten und natürlichsten Nahrungsmittel, und war nie müßig. Besonders rühmt man von ihm, daß er in seiner Jugend seinen Eltern und seinen Lehrern immer viel Freude gemacht habe. Deswegen ist er so alt geworden!“

Nachdem ich auch dieses aufgeschrieben hatte, dachte ich bei mir selbst: nun wärest du ja wol ein großer Narr, wenn du es nicht eben so machen wolltest, wie diese Leute es gemacht haben!

Ich schrieb mir also alles, was man von diesen alten und glücklichen Leuten mir gemeldet hatte, auf eine weiße Tafel, und hing diese Tafel

fel über meinem Schreibpult auf, damit es mir immer vor Augen schwebte, was ich thun und lassen müßte, um eben so lange und eben so vergnügt zu leben.

Alle Morgen und alle Abend las ich nun, was auf dieser Tafel stand, und bemühete mich, so viel mir immer möglich war, das alles eben so gut zu machen.

Und nun kann ich euch, ihr lieben Kinder, als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich seit der Zeit viel gesünder und vergnügter gewesen bin, als ich jemals war.

Sonst hatte ich fast alle Tage Kopfweh; jetzt alle Vierteljahr kaum noch ein einziges mal.

Sonst durfte ich, so oft es regnete, oder schneite, oder windig war, nicht aus der Stube gehn, wenn ich nicht Schnupfen, Husten, oder Bauchweh haben wollte: jetzt gehe ich alle Tage bei jeder Witterung aus, und kriege keinen Schnupfen, keinen Husten und kein Bauchweh mehr.

Sonst konnte ich keine halbe Stunde gehn, ohne daß ich müde, entkräftet, oder schwindlich wurde: jetzt kann ich vier Meilen wandern, ohne müde, entkräftet oder schwindlicht zu werden.

Ihr

Ihr könnt denken, wie ich mich darüber freuen müsse! Denn es ist doch gar zu schön, immer recht gesund, frisch und stark zu seyn!

Aber ganz will es doch noch nicht mit mir gehn: alles, was die alten Leute thaten, kann ich doch noch nicht nachmachen. Den Kaffee, zum Exempel, den ich auch abgeschafft hatte, habe ich wieder anfangen müssen zu trinken, weil ich sonst nicht gut mit dem Kopfe arbeiten konnte.

Das machte mich bekümmert, und ich schrieb deswegen an den alten Mann bei Edinburg, um zu hören, was doch wol die Ursache wäre, warum ich noch nicht in allen Stücken es eben so machen könnte, als er?

Und der alte Mann bei Edinburg antwortete mir: das käme daher, daß ich nicht früh genug, nicht schon als Kind so zu leben angefangen hätte. Jung gewohnt, alt gethan! sagte er; jetzt wäre ich schon viel zu alt dazu, um mich so sehr abzuhärten, daß ich eben so lange und eben so gesund und vergnügt, als er, leben könnte. Aber ich sollte doch nur fortfahren, mich nach ihm zu richten, so viel ich könnte: so würde ich wenigstens gesünder seyn und älter werden, als andere, die es nicht so machten.

Da dachte ich in meinem Sinn: ach, wer doch nun noch jung wäre! Wie wollte ich mich bestreben, alles dasjenige zu thun, was man beobachten muß, um es eben so weit in der Welt zu bringen, als jene alten Leute es gebracht haben!

Hätte mir das doch einer in meiner Jugend schon gesagt!

Glückliche Kinder, die ihr dies leset, da ihr noch jung seyd, und noch alles nachmachen könnt!

Was hindert euch, künftig eben so gesund, eben so vergnügt, und eben so lange zu leben, als der alte Mann bei London, die alte Frau bei Stockholm, und die alten Männer bei Petersburg und Edinburg?

Glückliche Kinder!

C.

Die Fischer.

Es wohnt' ein Herr von Haren
Vor etwa funfzehn Jahren
Auf seinem Gute Wölbst;
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; beyde
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen, krausen Fluten,
Mit ihren Angelruthen
Den giergen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn, war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag

Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren
Und sich des nicht versahn,
Da suchten ihre Jungen
Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bei herzlich frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten übern Teich.
He! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun stand und dies sahe,
Säh' itzt der Vater euch!

Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Itzt zuckt die Schnur; o Freude!
O großer Fang für beide!
Ein Karpfen hängt daran.

Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen; beid' ertrinken!

*
* *

Folgt Ihr den Eltern mehr!

Goekingk.

Die Freuden des Stadtlebens.

Karl, der achtjährige Sohn eines Landpredigers, hatte bisher die vielen Freuden genossen, welche das Landleben gewährt.

Ihr Stadtkinder, wollt ihr hören, worinn diese Freuden bestanden? Ich will sie euch erzählen.

Früh Morgens um sechs Uhr war er schon mit seinem Vater im Garten: und was gab es da?

O da gab es eine frische stärkende Morgenluft und herrlichen Sonnenschein, die einem das Herz so groß, so frölich machen!

Da gab es Blumen von allerlei Farben und Gestalten, die einen so süßen Wohlgeruch aushauchten!

Da gab's Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Himbeeren!

Da gab es auch ein kleines Gärtchen, das unserm Karl ganz allein gehörte, das er selbst bearbeiten, bepflanzen und begießen half; und was in diesem Gärtchen wuchs, das kaufte die Mutter ihm für blanke Groschen ab!

Da war auch ein Bach, der den Garten umfloß, und in dem Bache waren Fische. Da stellte denn der Vater des Abends Netze aus, und des Morgens lief er hin mit Karln, zu sehn, wie viel sie jedesmal gefangen hatten.

Wenn dieses geschehen war, so durfte Karl mit seinen Schwestern noch eine ganze Stunde im Garten spielen: dann kam der Vater, und setzte sich mit ihnen in eine Laube, und lehrte sie tausend

tausend angenehme und nützliche Sachen, bald dies, bald jenes.

So verstrichen ein paar Stunden, ohne daß sie wußten, wie?

Nun ging Karl mit dem Vater wieder an den Bach. Sie entkleideten sich, und plunsch! sprangen beide ins Wasser, und plätscherten, wie die Enten.

O das war euch eine rechte Herzenslust!

Erquickt und gestärkt durch das kühle Bad, ging jeder an seine Gartenarbeit; oder man besuchte das Feld, die schönen Saaten zu besehen, oder die Weide, wo das Vieh ging.

Da hatte Karl sein eigenes Schäfchen und sein eigenes Lämmchen, die ihm gleich entgegensprangen, um aus seiner Hand das Brod zu empfangen, welches er ihnen mitzubringen pflegte.

Er hatte auch sein Hühnchen, und sein paar Täubchen, die so zahm waren, daß sie ihm auf Hand und Schulter flogen, so oft er sich nur blicken ließ.

Nach dem Mittagsessen wurde wiederum eine ganze Stunde in dem Garten gespielt. Dann

setzte der Vater sich wieder mit ihnen in die Laube, und wußte ihnen so vielerlei zu sagen und zu erzählen, daß sie nicht merkten, wo ihnen die Zeit blieb.

Zwischendurch wurde mit einem Armbrust nach dem Ziele geschossen, oder geangelt, oder Kegel geschoben, oder sonst etwas zur Erholung vorgenommen.

Dann erschien die Mttter mit einer Schale voll süßer Milch und Erdbeeren, oder was sonst die Jahrszeit eben mit sich brachte. Der Vater schüttelte Obst, und die Kinder lasen auf.

Den Rest des Tages brachte man mit Garten-arbeit und mit Spielen hin.

Im Herbst hatte Karl seinen Donenstrich im nahen Walde, und im Winter — o da gab's erst recht ein königliches Vergnügen, wenn der Teich mit spiegelhellem Eise bedeckt war!

Da wurden Schritschuh angeschnallt, und nun flog Karl, so klein er auch noch war, wie ein Vogel dahin!

Der Sommer brachte ihm tausend Freuden, aber sobald die Zeit des Eislaufs gekommen war,

gestand

gestand er doch, daß kein anderes Vergnügen damit zu vergleichen wäre.

Seht, Kinder, so waren unserm Karl die Tage verflossen! Nicht wahr, das konnte man doch ein angenehmes Leben nennen? Karl hielt es selbst dafür, und war deswegen sehr zufrieden und glücklich.

Einst besuchte ihn ein junger Vetter aus der Stadt.

Der schwatzte ihm so viel von Stadtlustbarkeiten — von prächtigen Mahlzeiten, schönen Häusern, schönen Kleidern, Komödien, Bällen und Maskeraden — vor, daß dem armen Jungen der Kopf davon schwindelte.

Von dem Augenblicke an sehnte er sich, in der Stadt zu seyn; und da sein Vater dieses merkte, sagte er zu ihm:

„Höre, Karl, ich weiß zwar, daß dein Wunsch, in der Stadt zu leben, thöricht ist; aber ich will ihn dennoch dir gewähren, damit du aus deiner eigenen Erfahrung lernest, was für ein Unterschied zwischen natürlichen und üppigen Vergnügungen sey. Mache dich fertig! Morgen sollst du mit deinem Vetter dahin reisen."

Karl war vor Freuden ausser sich. Er packte seine besten Kleidungsstücke in einen Koffer, und am folgenden Morgen gings fort zur Stadt.

Was er für Augen machte, da er nun ins Thor fuhr, und zum erstenmal das Gewühl einer großen und volkreichen Stadt und die schön bemalten Häuser sah!

Ach, wie schön es hier ist! rief er einmal über das andere aus. — „O das ist noch nichts!" antwortete der Vetter; „du sollst noch andere Dinge zu sehen krigen."

Jetzt waren sie angekommen. Das väterliche Haus des kleinen Vetters glänzte von prächtigem Hausgeräth, und die Leute darin waren so geputzt, daß der arme Karl in seiner ländlichen Kleidung wie ein kleiner Bauer dagegen abstach.

„Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns in euren Garten gehn; es wird mir hier so bange!"

In unsern Garten? antwortete dieser; wir haben ja keinen!

„Keinen Garten? — Nun so laß uns nur auf euren Hof gehn!"

Was nennst du unsern Hof? Wir haben ja keinen.

„I wo habt ihr denn eure Kegelbahn?“ Nirgends, lieber Karl; hier in der Stadt hat man so was nicht.

„Nicht? — Nun, so laß uns zu eurem Bache gehn, um uns zu baden!“

Ja, wer einen Bach hätte! Sieh! Karl, hier an unser Haus stoßen hinten und auf beiden Seiten drei andere Häuser, und an diese wieder andere und das geht so fort durch die ganze Stadt. Da sind keine Gärten, keine Bäche; nichts als Häuser und Straßen.

„Nun so laß uns auf die Straße gehn und Ball spielen?

Ja, das schickt sich nicht!

„Warum nicht?“

Da würden uns die Leute für Straßenjungen halten.

Karl seufzte aus tiefer Brust; aber was war zu thun? Er war nun einmal in der Stadt und mußte aushalten.

Jetzt hatte sich die Abendgesellschaft eingefunden, und die Kinder wurden gerufen, um den Gästen ihr Compliment zu machen. Karl mußte mit.

Wie erschrack er nicht, da er in einen hellerleuchteten Saal voll prächtig gekleideter Damen und Herren trat, die ihn alle mit großen Augen ansahen!

„Was ist das für ein Bauerknabe?" fragte eine Dame, indem sie mit dem Fächer auf Karln wies.

Die Frau vom Hause antwortete: es wäre ihr kleiner Vetter vom Lande, der erst eben angekommen wäre; man hätte noch keine Zeit gehabt, ihn ordentlich zu kleiden, und bäte deswegen um Entschuldigung.

Karl stand auf Kohlen. „Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns nun wieder in die andere Stube gehn!"

Das schickt sich nicht, antwortete der Vetter. Wir müssen nun wenigstens eine Stunde hier bleiben.

Wird denn nicht bald gegessen werden? fragte Karl; und der Vetter antwortete:

Gegessen? Wo denkst du hin? es geht ja erst auf sieben; und vor zehn Uhr wird hier nicht zu Tisch gegangen.

„Ach, du lieber Himmel!" seufzte Karl. Bis zehn Uhr wird gespielt, fuhr der Vetter fort.

„Gespielt? O das ist gut! So wird uns doch die Zeit nicht lange werden."

Ja, aber wir spielen nicht mit; man spielt mit Karten, und das thun nur die großen Leute; wir Kleinen müssen zusehn.

„Ach, du lieber Himmel!" seufzte Karl von neuen. „Wie wird's mir hier gehn!"

Jetzt wurden die Spieltische herbeigebracht; alle setzten sich, und fingen an zu spielen; nur die Kinder blieben müßig.

Karl trippelte, gähnte, seufzte; aber keiner hatte Acht auf ihn; keiner gab sich mit ihm ab.

Ein paar mal traten ihm die Thränen in die Augen; aber da half nun einmal nichts, er mußte aushalten.

Endlich sank er vor Müdigkeit auf einen Stuhl, der in der Ecke stand, und schlief ein.

Kaum mochte er fünf Minuten genickt haben, so verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

Das machte nun ein allgemeines Aufsehen; aller Augen waren auf ihn gerichtet; er stand mit Verwirrung wieder auf, und der Herr des Hauses sprach zu ihm:

„Ei, ei, Karl! Führt man sich so in einer artigen Gesellschaft auf! Erinnere dich, daß du jetzt in der Stadt, und nicht bei deinen Bauren auf den Lande bist!"

„Ach du lieber Himmel! sagte Karl, ich habe ja nichts gethan; ich habe nur geschlafen; und da bin ich vom Stuhle gefallen!"

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus; und der Hausherr antwortete:

„Aber man muß jetzt nicht schlafen, und es ist ungeschickt, vom Stuhle zu fallen.

Karl fieng an zu weinen.

„Bringt ihn hinunter, bis zum Essen gerufen wird;" sagte die Hausfrau. Und so wurde

der arme Junge in das Wohnzimmer geführt, wo sein kleiner Vetter zwar zuweilen zu ihm kam, aber doch nicht bei ihm bleiben konnte, weil er von Zeit zu Zeit wieder zu der Gesellschaft mußte.

Ach! seufzte nunmehr Karl, was für ein Narr bin ich gewesen, daß ich glaubte, in der Stadt wär's besser, als auf dem Lande!

Gegen zehn Uhr wurde er zu Tisch gerufen. Da gab es zwanzigerlei Speisen, wovon die eine immer noch besser als die andere schmeckte; auch Zuckerwerk, Eingemachtes und Früchte — alles von herlichem Geschmack und in großem Ueberfluß.

Karl aß von allem; ließ es sich treflich schmecken, und dachte bei sich selbst: dasmal ist es doch besser in der Stadt; so was haben wir doch bei uns auf dem Lande nicht!

Die Mahlzeit dauerte bis nach Mitternacht. Karls kleiner Magen war zur Ungebühr ausgedehnt, und seine Augen waren voll Schlafs.

Man brachte ihn zu Bette; aber wehe! wie gings ihm, da er ein paar Stunden geschlafen hatte!

Er erwachte von schrecklichen Bauchschmerzen, mußte oft aufstehen, und konnte die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun.

Erst um acht Uhr stand man in diesem Hause auf, und eher konnte er also auch keine Hülfe krigen. Jetzt mußte er Arzenei einnehmen, und die Bauchschmerzen verließen ihn.

Nun wünschte er auszugehn, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber man sagte ihm, es schicke sich nicht, sich unfrisirt auf der Straße sehen zu lassen; und der Friseur blieb unglücklicher Weise aus.

Karl mußte also bis zwei Uhr, da man zu Tische ging, sich mit langer Weile quälen.

Um vier Uhr erschien endlich der Friseur; aber ehe er an Karls Kopf kam, schlug die Glocke fünf.

Nun saß er unter den Händen des Haarkünstlers; der zerrte, zupfte und riß ihn an den Haaren, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Weil er noch niemals frisiret worden war, so währte es eine Stunde und darüber, ehe der Künstler sein Werk vollendet hatte.

Jetzt war es geschehen; und nachdem Karl sein bestes Kleid angelegt hatte, hieß es, daß man ihm nun auch ein Vergnügen machen wollte.

„Nun wird's kommen!" dachte Karl; sprang vor Freuden in die Höhe, fiel seinem kleinen Vetter um den Hals, fing an mit ihm zu ringen, und bautz! lagen beide auf der Erde.

Karl war unglücklicher Weise unten zu liegen gekommen; das war er nicht gewohnt; er rang also so lange, bis er den Vetter unter krigte. Frisur und Puder giengen darüber rein verloren.

In diesem Augenblicke traten des Vetters Eltern in die Stube. Himmel! wie die die Hände zusammenschlugen!

Karl meinte; es wäre ja nur Spaß gewesen; aber da kam er an! So ein Spaß, hieß es, wäre ein bäuerscher Spaß; den könnte er auf dem Lande machen. Wenn er aber in der Stadt seyn wollte: so müßte er sich nach den Sitten der Stadtleute richten.

Das vorgehabte Vergnügen, welches in einem Lustgang bestand, unterblieb; der Vetter krigte Stuben-arrest; Karl brachte den ganzen

Abend mit Weinen zu, und am folgenden Morgen bat er, unter heißen Thränen, daß man ihn wieder zu seinem Vater aufs Land schicken möchte.

C.

Liebe und Gehorsam gegen die Eltern.

O Gott, mein Vater, dein Gebot
Sey mir ins Herz geschrieben:
Den Eltern sollst du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O dieser theuren süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Das müsse meine Freude seyn.

Von meiner ersten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes!

Mehr,

Mehr, als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;
Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so treu gesinnt!

So lang' ich lebe, will ich sie
Auch wieder zärtlich lieben;
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Erwachsen einst, wie jetzt noch klein,
Will ich der Eltern Freude seyn.

Folgen der Ordnung und der Unordnung.

Karl und Ernestinchen waren Geschwister, aber von verschiedner Gemüthsart.

Karl war die Ordnung selbst; seine Kleider hielt er immer reinlich; seine Spielsachen und seine Bücher standen immer am rechten Orte. Alles, was seine Eltern ihm geschenkt hatten, das schonte und verwahrte er, als ein Heiligthum.

Ernestinchen that von alle diesem das Gegentheil.

Ihre Kleidungsstücke waren fast immer beschmutzt oder zerrissen. Ihre Puppe lag des Tages wol zehnmal auf der Erde; ihre übrigen Spielsachen waren fast immer verpoltert, und so oft sie zur Schule gehen sollte, mußte man erst das ganze Haus durchsuchen, um ihre Bücher zu finden.

Karl, sagte der Vater oft, indem er ihn in seine Arme schloß, wenn du fortfährst, so ordentlich und sparsam in allen deinen Sachen zu seyn, so wird es dir gewiß wohl gehn; du wirst ein braver wohlhabender Mann werden."

„Ernestine, sagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährst, so unordentlich und nachläßig mit deinen Sachen umzugehn; so wirst du einst in Armuth und große Noth gerathen!"

Nun hört, ihr lieben Kinder, wie diese Profezeihung an beiden in Erfüllung gieng.

Karl lernte die Handlung. So wie er, als Kind, es mit seinen Spielsachen und mit seinen Büchern gemacht hatte, so machte er es jetzt mit allem, was sein Herr ihm anvertraute.

Er

Er hielt alles zu Rathe; er legte alles an seinen rechten Ort.

Sah er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu brauchen, wenn er Pakete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleidung immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Beispiel, daß er aus Unvorsichtigkeit oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deswegen lieb.

Er vertrauete ihm immer mehr an; liehe ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sah, wie sehr ihm alles glückte, und wie sparsam er alles zu Rathe hielt: so beschloß er, noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes wohlerzogenes Mädchen; und durch Klugheit,

Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein großes Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahr alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er nicht, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

„Lieber Karl, Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.“

„Ich bin alt; habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet.“

„Bevor ich sterbe, wünschte ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften jungen Manne zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sey sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu!“

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bückte sich auf die

Hand

Hand des guten Alten, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sah sich im Besitz einer liebenswürdigen Gattin, und eines großen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und sah sich im Stande, einige hundert Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstützen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte.

Nun hört auch, wie es seiner Schwester Ernestine, der Unordentlichen, ging!

So wie sie als Kind gewesen war, so blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch.

Ihre Eltern starben, da sie sechszehn Jahr alt war, und was sie ihr nachließen, das ging schon acht Tage darauf, durch Ernestinens Schuld verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer ging, einen Funken fallen; der Funke zündete, und ehe eine Stunde verging, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durchs Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz alles, was sie hatte, ward vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viel Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte: aber sie beschmutzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß keiner Lust hatte, ihr abermals etwas zu schenken.

Eine reiche Dame, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun darnach sehen, daß die Bedienten und Mägde alles hübsch ordentlich machten; daß alles hübsch an seinen rechten Ort gesetzt würde, und daß alles nett und rein wäre.

Aber o wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sahe sie sich selbst wie ein Aschenbrödel aus. Alles, was sie unter den Händen hatte, wurde beschmutzt, zerrissen, zerbrochen oder gestohlen. Die Bedienten, die sie zu Ordnung anhalten sollte, wurden in kur-

zer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Dame, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Dann weinte Ernestine, und versprach sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage war alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich ward sie abgedankt.

Nun irrte sie verlassen und nothleidend herum. Zuweilen fanden sich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten: aber wenn sie einen Versuch mit ihr machten, so sahn sie bald, daß sie zu nichts zu brauchen wäre, und zogen die Hand wieder von ihr ab.

Jetzt mußte sie betteln gehn.

Einst begegnete sie auf der Landstraße einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Gesicht, und bat ihn um ein kleines Almosen.

Der wohlgekleidete Herr fragte sie nach ihrer Herkunft; und o Himmel! wie erschrack er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß sie seine Schwester Ernestine wäre!

Er nahm sie mit sich in das nächste Städtchen; ließ sie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und versprach, ihr alle Jahr so viel Geld zu schicken, daß sie anständig davon leben könnte.

Das that er auch; aber Ernestine kam demungeachtet nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler schickte, so waren sie acht Tage darauf gemeiniglich schon verplämpert. Da mußte sie denn wieder Noth leiden, bis ein abermaliges Geschenk von ihrem Bruder ankam.

So sehr waren Unordnung und Verschwendung ihr nun schon zur andern Natur geworden!

Sie lebte noch sechs Jahr, fast immer in Armuth und Elend, ungeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler schickte.

Endlich starb sie auf einem Strohlager, denn ihre Betten hatte sie verkaufen müssen; und die Verachtung aller Menschen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder, so geht es denen, die nicht, in ihrer Jugend schon, sich an Ordnung, Sparsamkeit und Haushaltung gewöhnen!

C.

Der

Der kleine Vogelfänger.

Peter. (stürzt ins Zimmer.)

O Mutter! Mutter! sieh einmal,
Was ich hier hab'! Ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh; wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst!
Auf seinem Neste fing ich es.

Mutter.

Und in dem Nest'?

Peter.

O in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein! Und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käficht setz' ich es, und dann
Häng' ich es hier ans Fenster hin!

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb' ich ihm Zuckerbrod,
Und Körnerchen, und Milch, so viel er mag!

Mutter.

Und seine Jungen?

Peter.

O die hol' ich gleich;
Die sollen auch im Käficht wohnen!

Mutter.

So!
Allein ich sorge, Kind, daß man
In diesem Augenblick, dich selbst
Zu holen, kommen wird?

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

I, wo ist denn der?

Mutter.

In einem Loch', das man Gefängniß nennt.

Da soll er — so befiehlt der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter. (weinend)

Der böse, böse Fürst!

Mutter.

Warum?
Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wiedersehn. —
Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter. (noch immer weinend, indem
er den Vogel fliegen läßt).

Den Vogel mag ich nun nicht mehr.

Mutter.

Komm, armer Junge, setze dich
Auf meinen Schooß, und hör mir zu.
Zu deinem Besten hab' ich dich
Umsonst erschreckt. Dein Vater ist
Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
Wird keiner holen. Sieh, ich wollte nur,
Du solltest fühlen, daß es böse sey,

Wenn einem armen Thierchen man
So ohne Noth das Leben bitter macht.
So wie dir jetzt zu Muthe war,
So war's dem Vogel auch, als du
Ihn fingst; was das Gefängniß dir,
Das war der Käficht ihm. Denn, Kind,
Auch Thieren ist die Freiheit werth,
Und ein Tirann ist der, der ohne Noth
Sie ihnen raubt. Nicht wahr, mein Sohn,
Das hast du nicht bedacht?

Peter.

Ach nein!
Das hab ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran, und laß
Nie aus der Acht, daß unser Vater, Gott,
Die Thiere, so wie uns, zur Freude schuf;
Und daß, wer ohne Noth sie quält,
Ein Wütrich ist, der nicht verdient,
Daß unser guter Vater, Gott,
Ihm selbst ein frohes Leben schenkt.

C.

An den December.

Der du mit Frost und Eise
Die armen Leute plagst,
Und grau, wie eine Meise,
Den schönen Himmel machst,
Der du uns kurze Tage
Und lange Nächte giebst,
Und ach! zu meiner Plage
Das Stubensitzen liebst;

Ich mag dich gar nicht leiden,
Du rauher kalter Mann!
Du raubst mir gar viel Freuden
Und stellst dich greulich an.
Du gönnst mir das Spatzieren
Im Feld' und Walde nicht;
Ich muß beständig frieren,
Und hab' ein blaß Gesicht.

Die traurigen vier Wände
Sind meine liebe Noth;
Das Sitzen hat kein Ende,
Ich sitze mich noch todt.
Und, gleich als obs im Zimmer

Noch

Noch wunderherrlich wär!
Da heulst du draussen immer
Und plätscherst hintenher.

Mit deinen Weihnachtsgaben
Hast du wol oft bethört
So manchen armen Knaben,
Daß er nicht aufgehört
Dich herzuwünschen. Denke
Nur nicht so schlecht von mir;
Was nützt mir dein Geschenke
Mit Regen vor der Thür?

Da kömmt mir etwa eben
Ein Hut, ein neues Kleid —
Wozu wird mirs gegeben?
Ich mache mich bereit;
Ich putze mich aufs beste —
Allein, da fällt ein Sprang! *)
Fort, Hut und Kleid und Weste,
Fort in den Kleiderschrank!

Und dann die paar Rosinen,
Und Feigen, die du hast;
Sie sollen ja nicht dienen,

*) Ein Regenschauer.

Und sind dem Bauch zur Last.
Nein frisches Obst vom Baume,
So aus der ersten Hand,
Das, das behagt dem Gaume;
Gedörrtes ist nur Tand.

Es lebe mir, es lebe
Der Sommer warm und schön!
Der Kirschbaum und die Rebe
Sind nicht vorbei zu gehn!
Das Beet voll Rittersporen
Ist nicht vorbei zu gehn!
December, hast verlohren;
Der Sommer nur ist schön!

Overbeck.

Gespräch
über das vorstehende Gedicht.

Fritz.

Vater, wie gefällt dir das Lied?

Vater.

Recht gut.

Fritz.

Mir nicht.

Vater.

Warum nicht?

Fritz.

I, das muß ja wol ein verzogener Weichling gewesen seyn, der das gemacht hat!

Vater.

Ei, ei, Fritz! So rasch im Verurtheilen?

Fritz.

Ja, Vater! Warum winselt er so über den Winter, als wenn, ich weiß nicht was für ein Unglück wäre?

Vater.

Vater.

Aber ist es denn nicht wahr, Fritz, daß es im Winter stürmt, schneit, friert? —

Fritz.

Ja, aber deswegen ist es ja auch Winter! Und was thut das?

Vater.

Nun, es ist doch aber nicht angenehm, wenn einem der kalte Nordwind so um die Nase bläst!

Fritz.

Ja, aber was thut das?

Vater.

Oder, wenns oft vier Wochen hinter einander regnet, daß man fast gar nicht aus dem Hause gehen kann?

Fritz.

Ja, aber was thut das? — O und ich gehe doch hinaus, wenn's schon ein wenig regnet!

Vater.

Freilich, wenn man sich etwas hart gewöhnt hat, so nimmt mans so genau nun eben nicht.

Fritz.

Na, warum hat der Mann sich nicht auch so gewöhnt? So brauchte er nicht so zu winseln.

Vater.

Vielleicht verstehst du ihn unrecht; seine Meinung war wol nur, daß der Winter nicht völlig so angenehm, als der Sommer wäre.

Fritz.

So hätte er das sagen sollen. Aber er sagt ja: der Sommer wäre nur allein schön; und das ist doch nicht recht gesprochen! O wenn der Teich erst zugefroren ist, und wir dann auf Schritschuhen laufen! oder wenn Schnee gefallen ist, und wir dann im Schlitten fahren, das ist doch gewiß auch recht schön!

Vater.

Du hast Recht, Fritz: der Winter hat seine Freuden so gut, als der Sommer, und es freut mich, daß du das erkennst. Ein unverwöhnter, unverzärtelter und arbeitsamer Mensch kann in jeder Jahrszeit vergnügt seyn; und es ist Thorheit oder Undank gegen den Schöpfer der Welt, wenn man bei jedem rauhen Lüftchen, welches uns anwehet, sogleich in Seufzer, Murren oder

Kla-

Klagen ausbricht. Aber dem Verfasser unsers Liedes thust du dennoch Unrecht, Fritz!

Fritz.

Ja, warum?

Vater.

Wenn der Maler einen verzärtelten Menschen mitten im Sommer in Pelzwerk eingehüllt und am hellen Kaminfeuer sitzend malte: was würdest du sagen? Etwa, daß er selbst ein großer Weichling seyn müsse?

Fritz.

Nein! Ich würde nur sagen, daß er einen Weichling gemalt habe.

Vater.

Recht gesprochen! Aber eben so billig solltest du nun auch in deinem Urtheile über den Dichter seyn, der unser Lied an den December machte. Denn Maler und Dichter sind fast einerlei, nur daß jener mit Farben, dieser mit Worten malt; beide wollen nur etwas darstellen oder ein Bild von etwas machen.

Fritz.

Ja denn!

Vater.

Unser Dichter, den ich recht gut kenne, und der gewiß kein Weichling ist, wollte blos beschreiben, was ein verzärteltes Stadtkind denkt und spricht, wenn's im Winter etwas rauh ist: muß er nun deswegen selbst ein verzärtelter Mensch seyn?

Fritz.

Nein! — aber daran hatte ich nicht gedacht.

Vater.

Also abermals eine Warnung, daß du künftig behutsamer im Urtheilen, und nicht sogleich mit deinem Tadel bei der Hand seyn mußt! Fast jede Sache hat zwei oder mehr Seiten, von der man sie ansehn kann; und man sollte sich also billig nie erlauben, über etwas zu urtheilen, was man nicht zuvor nach allen seinen Seiten angesehen hat.

Fritz.

Nun, das will ich mir gewiß merken!

Vater.

Daran wirst du wol thun! Zur Belohnung dieses guten Vorsatzes will ich dir auch ein anderes Lied lehren, worin jede Jahrszeit ihr verdientes Lob erhält. Hier ist es:

Auf den Wechsel der Jahrszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wieder erwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift was ihm der Frühling gebahr;
Zu mindern der Sonnenglut Plagen
Bringt kühlende Früchte er dar!

Des Jahres gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

Drum lieb ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr;
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Lieberkühn.

Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich ans Fenster und trommelte auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Hänschen; stellte sich ans Feuster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnitt sich in den Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich über gehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beide traten auf den Stab; wollten hinüber gehn, fielen aber beide ins Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich rasiren, sagte Gust, der seines Vaters Barbierbecken stehen sah; seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O ich will mich auch rasiren! rief Hänschen; seifte sich ein, nahm ein Messer und schnitt sich in die Backe.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten
Bald oben; hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Affe ist,
Wie ihr schon aus der Fiebel wißt,
Vor allen Thieren gar possierlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possierlichkeiten
Dem Eichhornnärchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn alles nach,
Und machte Männchen; sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt' es auch wol anders seyn?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumal,
Und hörten, wie des Bruders Quaal
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen!

Tiedge.

Was sind Kennzeichen?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte mich gewöhnen, allemal zu denken, wenn ich etwas sähe oder hörte; aber sage mir nun, was soll ich denn da denken?

Vater.

O liebes Kind, da kannst du allerlei denken! Wenn du jetzt etwas siehest oder hörest, das du vor-

vorher noch niemals gesehn oder gehört hattest, so fällt dir dabei ein: was ist das? hernach: wo kömmt das her? und endlich: wozu ist das nütze? oder, wozu braucht man das? Ists nicht wahr, so oft du etwas neues siehest, so fragst du: was ist das? Du willst von den Sachen, die du siehst, gern eine Kenntniß erlangen?

Kind.

Eine Kenntniß erlangen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.

Vater.

Kenntniß von einer Sache erlangen, heißt so viel, als etwas von ihr zu wissen bekommen. Man kennt eine Sache recht, oder hat eine gute Kenntniß von ihr, wenn man so viel von ihr weiß, daß man sie von allen andern Dingen unterscheiden kann. Z. E. Hier liegt ein Haufen Obst: kannst du aus der ganzen Menge einen Borsdorfer Apfel heraussuchen?

Kind.

Nein, das kann ich nicht.

Vater.

Also kennest du auch die Borsdorfer Aepfel noch nicht recht, weil du kein Kennzeichen

hast, wodurch du sie von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Ab:r unter diesem Obste sind auch einige Birnen; zeige mir sie.

Kind.

Hier ist eine Birne: hier noch eine!

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel.

Vater.

Ei, das glaub ich nicht; die Aepfel sehen grün, und die Birnen sehen auch grün aus.

Kind.

Ja, aber die Birnen sind unten am Stengel spitzig, und die Aepfel nicht.

Vater.

Gut, mein Kind: du hast dir also ein Merkmal gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Aepfel von den Birnen unterscheiden kannst, und das ist die Gestalt: die Birnen haben eine andere Gestalt als die Aepfel. Wenn du nun aber Feigen und Birnen unter einander lie-

liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen: denn die Feigen sind unten am Stengel auch spitzig, wie die Birnen; alsdann müßtest du sie an der Farbe kennen: denn die reifen Feigen sehen braun aus, und die Birnen grün oder gelb. Alsdann wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmal versuchen. Hier liegen drei Bänder: das erste soll mein seyn, das andere dein, und das dritte deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen: kennst du nun deins noch?

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es denn?

Kind.

Weil es roth ist; und die andern beiden sind nicht roth.

Vater.

Gut; also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen; das erste hier soll wieder mein seyn, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander und nun zeige mir deins.

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es aber jetzt? Sie sind ja alle drei roth.

Kind.

Meines war das längste.

Vater.

Gut; also war hier die Länge dein Kennzeichen. Ferner: Hier sind zweierlei Flöckchen; sie sind beide blau, und sind auch von jeder Art große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Wolle, und die zur linken Hand liegen, sind von Seide. Sieh sie beide recht an, greiff sie an, und merke dir etwas, woran du die wollenen, und auch etwas, woran du die seidenen unterscheiden kannst.

Kind.

Nun habe ich mir etwas gemerkt.

Vater.

Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus.

Kind.

Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes.

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die wollenen sind rauch, und die seidenen glatt.

Vater.

Recht wohl; das siehst du, und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch etwas: hier stehn drei Gläser; in dem einen ist Wein, in dem andern Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere: der Wein sieht roth, der Essig roth und das Wasser auch roth aus. Woran wolltest du nun wol erkennen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist?

Kind.

Ich müßte sie kosten.

Vater.

Weißt du denn, wie Wein, und wie Essig schmeckt?

Kind.

O ja, das weiß ich wol.

Vater.

Nun gut; das wäre also wieder ein Kennzeichen: der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest

test sie nicht kosten, und wolltest doch gerne wissen, was in jedem Glase wäre: woran würdest du es sonst merken können?

Kind.

Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich es nicht.

Vater.

So will ich dir noch ein anderes Kennzeichen sagen: den Geruch. Wein hat einen andern Geruch, als Essig, und Wasser hat gar keinen Geruch. — Kennst du deinen Bruder Karl?

Kind. (lachend)

O wenn ich den nicht kennte!

Vater.

Woran kennst du ihn denn?

Kind.

An seinem Gesichte.

Vater.

Recht; also, wenn gleich funfzig andere Knaben da stünden, so würdest du von allen funfzigen keinen einzigen für deinen Bruder Karl ansehn; denn kein einziger würde gerade so ein Gesicht haben, als er: und du hast dir in seinem Ge-

Gesichte Kennzeichen gemerkt, wodurch du ihn von allen andern Menschen unterscheiden kannst: und solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. So bald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du hast sie kennen gelernt.

Nun will ihn sehn, ob du dir gute Kennzeichen machen kannst. Hier sind zehn Kartenblätter; davon merke dir einmal dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, daran du es immer kennen kannst. Morgen will ich dich fragen, was es für eins gewesen ist; da sollst du es mir unter allen zehn heraus suchen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. Etwas umgeändert.

Was ist eine Eigenschaft?

Kind.

Wie sieht denn eine Eigenschaft aus? Ich habe gehört, der liebe Gott hätte so schöne Eigenschaften: die möcht' ich einmal sehen!

Vater.

Liebes Kind, Gottes Eigenschaften kann man nicht sehen, so wie man auch den lieben Gott selbst nicht sehen kann, weil er kein Körper ist: denn nur die Körper kann man sehen, und also auch nur die Eigenschaften der Körper.

Kind.

Aber was ist denn das für ein Ding, eine Eigenschaft?

Vater.

Ich habe dir neulich gesagt, man müßte sich bei jeder Sache, die man sähe, hörte u. s. w. etwas merken, daran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden könnte: weißt du das noch?

Kind.

Ach ja, Kennzeichen!

Vater.

Vater.

Richtig! Wenn du nun dir an einer Sache was gemerkt hast, daran du sie kennen willst: so mußt du Achtung geben, ob du das, was du dir gemerkt hast, allemal — oder nur manchmal an derselben Sache findest. Findest du es allemal; so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein sicheres Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemal, so ist es auch keine Eigenschaft, und kein sicheres Kennzeichen. Ich will dir gleich ein Exempel geben.

Sieh, hier sind zwei Körper — denn, daß es Körper sind, weißt du daher, weil du sie beide sehen und fühlen kannst. Das eine ist ein Stück Leder, und das andere ein Span Holz. Wirst du wol beide kennen? wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehest: sage mir einmal, welches ist das Leder, und welches ist das Holz?

Kind.

Dies hier ist Leder, und das da Holz.

Vater.

Woher weißt du das?

Kind.

Weil du mir es gesagt hast.

Vater.

Ja, das taugt nichts. Denn, wenn du nun einmal anderswo Holz und Leder beisammen siehst, und es ist niemand dabei, der dir's sagen kann, so wirst du alsdann nicht wissen, was Holz, und was Leder sey. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, das heißt, du mußt dir an jedem Körper etwas merken, wodurch du ihn kennen und von andern Körpern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder eben so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder?

Kind.

Nein! das Leder sieht braun und das Holz weiß aus.

Vater.

Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst; aber findest du denn dieselbe braune Farbe allemal bei dem Leder, und die weiße Farbe allemal bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: sieht denn alles Leder braun und alles Holz weiß aus?

Kind.

Nein!

Vater.

Vater.

Nun, also kannst du auch das Leder nicht daran kennen; die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weiße Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allemal bei diesen Körpern antrifft. Denn hier will ich dir ein paar andere Stücken zeigen: sie sehen beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, oder welches Leder ist. Aber nimm sie einmal in die Hand; vielleicht findest du etwas anders, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder?

Kind.

Nein; das Holz ist hart, und das Leder ist weich.

Vater.

Das ist schon besser; aber ich will dir noch etwas daran zeigen. Siehe, das Leder kann ich beugen, und das Holz nicht. Eben dieses findest du wenigstens bei den meisten Arten von Leder, und bei den meisten Arten von Holz: also ist es eine Eigenschaft des meisten Leders, daß es sich beugen läßt, es mag braun oder weiß, roth oder schwarz seyn.

Sieh' einmal deinen Bruder an. Er sieht jetzt blaß aus; aber sieht er immer blaß aus?

Kind.

Nein.

Vater.

Also ist das keine Eigenschaft von ihm, weil es sich nicht allezeit bei ihm findet. Du kannst dir also auch diese blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus!

Kind.

Schwarz.

Vater.

Hat er allezeit schwarze Haare?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare; und ein Kennzeichen deines Bruders, daran du ihn wenigstens von allen andern Leuten in unserm Hause unterscheiden kannst: weil sonst niemand schwarze Haare hat, als er.

Noch etwas: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit. Folglich ist das eine Eigenschaft deines Bruders, daß er lustig ist, weil man das immer an ihm findet.

Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften: z. E. der Mensch hat Eigenschaften des Körpers: er ist schön: er ist stark: er ist dick und dergleichen. Aber er hat auch Eigenschaften der Seele; er ist klug: er ist dumm: er ist fleißig: er ist mitleidig u. s. w.

Gott hat also auch Eigenschaften. Er ist z. E. sehr gütig, sehr weise oder verständig; er ist allwissend, das heißt, er weiß alles; er ist allmächtig; das heißt, er kann alles thun, was er will, und ist Herr über alle andere Dinge u. s w.

Ein jedes Ding kann gute, und kann schlechte Eigenschaften haben. Gott hat lauter gute Eigenschaften, wie du nun wol verstehen wirst: denn ich weiß, du hältst es für gut, wenn jemand freundlich, liebreich und freigebig ist, wenn er viel weiß und viel kann. Siehest du, das sind die schönen Eigenschaften Gottes, von welchen du gehört hast.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. Etwas abgeändert.

Der Schmetterling und die Biene.

Wär's Wetter schön,
So sprach ein Schmetterling, ich wollte
Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln, gehn,
Und ich, antwortete die Biene,
Gieng an mein Tagewerk ins Grüne,
Wär's Wetter schön.

Was ist Unterschied und Gleichheit?

Kind.

Lieber Vater, darf ich dich wol schon wieder etwas fragen?

Vater.

Frage mich, mein Kind, so oft du willst; es ist mir allemal lieb, wann du Lust hast, etwas zu lernen.

Kind.

Was ist denn ein Unterschied?

Vater.

Weißt du schon was Gleichheit ist?

Kind.

Kind.

Ich bitte um Vergebung, das weiß ich auch nicht.

Vater.

Nun, so wirst du doch noch wissen, was eine Eigenschaft ist?

Kind.

O ja, lieber Vater, das hast du mich ja erst gestern gelehrt.

Vater.

Nun sieh, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich; wenn aber das eine Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es: sie sind unterschieden.

Kind.

Ha, ha!

Vater.

Sieh, hier in der Stube stehen sechs Stühle; wir wollen zwei davon neben einander stellen, damit du sie recht übersehen kannst. Nun sage mir: sieht einer aus, wie der andere, oder sieht dieser anders aus, als jener?

Kind.

Ich dächte, es sähe einer aus, wie der andere.

Vater.

Ich dächte es auch: denn sieh, dieser hier hat braunes Gestell, jener hat auch braunes Gestell! Dieser hat einen rothen Ueberzug, jener auch; dieser ist eben so hoch, als jener, eben so groß, als jener, mit einem Worte: einer hat eben die Eigenschaften, die der andere hat. Nun sage mir: sind diese beiden Stühle einander gleich, oder sind sie unterschieden?

Kind.

Sie sind einander gleich.

Vater.

Allerdings. Nun will ich dir aber einen hölzernen Schemel neben diesen Stuhl setzen; sind diese beide auch einander gleich?

Kind.

Nein, gar nicht.

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Der Stuhl ist gepolstert, der Schemel aber nicht.

Vater.

Recht, mein Kind, das ist also ein Unterschied zwischen dem Stuhle und dem Schemel. Ferner: hier stehn zwei Tische: findest du nun eine Gleichheit oder einen Unterschied zwischen ihnen?

Kind.

O Vater, ich finde einen großen Unterschied!

Vater.

Welchen denn?

Kind.

Dieser hier ist rund, und jener dort ist vier eckig.

Vater.

Ganz richtig. Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander gleich: denn dieser ist eben so hoch als jener; dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße; dieser ist von Holz gemacht, jener auch. Also im Gestell, in der

Höhe, in der Materie *) dieser beiden Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied.

Und eben so können viele andere Dinge in gewissen Stücken einander gleich, in gewissen Stücken aber von einander unterschieden seyn. Z. E. Hier liegen zwei Stücke Geld: sind sie einander gleich, oder sind sie von einander unterschieden?

Kind.

Sie sind von einander unterschieden.

Vater.

Aber ich dächte sie wären einander gleich; denn, dieses ist doch eben so groß, als jenes: dieses ist rund, und jenes auch rund?

Kind.

Ja, aber dieses ist doch gelb, und jenes ist weiß.

Vater.

*) Materie nennt man dasjenige, woraus ein Ding gemacht ist. Also die Materie der beiden Tische ist Holz, denn aus Holz sind sie gemacht.

Vater.

Du hast Recht, mein Kind: also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind: denn du weißt doch noch, wie dieses gelbe Metall heißt?

Kind.

Gold.

Vater.

Und dieses weiße hier?

Kind.

Silber.

Vater.

Also ist in der Gestalt und der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe? —

Kind.

Eine Ungleichheit.

Vater.

Oder, welches einerlei ist, ein Unterschied.

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. Etwas abgeändert.

Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde.

Da stehe du in gutem Frieden,
Du liebes Steckenpferdchen, du!
Nun werd' ich dich nicht mehr ermüden;
Vor mir hast du nun gute Ruh!

Ich soll dich nicht mehr wiedersehen!
Warum? die Großen sind dir feind!
Ich soll nun in die Schule gehen
Und lesen in dem Kinderfreund!

Das wollt' ich gern! Wenn nur das Sitzen,
Das Sitzen nicht so lästig wär'!
Da muß man ganze Stunden schwitzen,
Darf nicht so springeu rund umher!

Darf nicht Galop und Trot da reiten!
Denn in der Schule fehlt's an Raum;
Und unter all den großen Leuten
Da wagt es unser einer kaum!

Je nun, ich will darob nicht klagen;
Es muß ja nun einmal so seyn!
Und alle wackre Leute sagen:
Das Winseln sey für Weiberlein.

Doch, eh wir von einander scheiden,
Du liebes, gutes, buntes Pferd!
Nimm meinen Dank für alle Freuden,
Die du sonst deinem Fritz gewährt!

Wie manche, manche frohe Stunde
Hast du mir Kleinen nicht gemacht!
Wie hat nicht oft aus Herzensgrunde
Die gute Mutter drob gelacht!

Wer war in trüben Wintertagen
Mein Trost und meine Lust, als du?
Wer schützte Fritzchen vor den Plagen
Der langen Weile dann, als du?

Wie herrlich schmeckte deinem Reiter
Sein Mittagsbrod, sein frischer Trank!
Wie fröhlich war sein Herz, wie heiter!
Wie süß sein Schlaf auf harter Bank!

Das dank' ich dir, und weiß doch nimmer,
Wie ich es dir vergelten soll!
Doch lieben will ich dich auf immer,
Du gutes Ding! nun, lebe wohl!

Lieberkühn.

Was heißt: glückselig seyn?

Kind.

Was sind denn das für Menschen: glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt.

Vater.

Glückselig, mein Kind, heißen wir, wenn es uns wohl geht, und wenn wir nicht besorgen dürfen, daß es über kurz oder lang uns einmal übel gehen werde. Denn wenn es uns übel geht, oder wenn wir nur besorgen müssen, daß es uns künftig übel gehen werde, so heißen wir unglückselig. Hältst du nun dich für glückselig oder für unglückselig?

Kind.

Für glückselig.

Vater.

Warum?

Kind.

Weil es mir wohl geht, sehr wohl!

Vater.

Es ist wahr, du bist gesund, hast, was du brauchst, und du bist vergnügt: aber weißt du

denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl ge-
hen werde, als jetzt?

Kind.

Nein, das weiß ich nicht gewiß.

Vater.

So bist du auch noch nicht recht glückselig. Aber wünschest du nicht, es zu werden?

Kind.

O gern, wenn ich nur wüßte, wie man es machen muß, daß man recht glückselig wird!

Vater.

Das will ich dir gleich sagen: du mußt klug und fromm werden, das heißt: du mußt den lieben Gott kennen lernen, ihn lieb haben, und so leben, wie er es haben will. Wenn du das thust, so wird dich Gott wieder lieb haben, und alsdann wird es dir immer wohl gehn, oder du wirst glückselig seyn.

Viel Menschen halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken und schöne Kleider haben, oder weil sie vornehm und reich sind, aber sie sind darum nicht glückselig.

Denn diese guten Dinge hören einmal auf, wenigstens wenn sie sterben; und wenn sie nun nicht klug und fromm gelebt haben, so wird es ihnen nach dem Tode übel gehn.

Du sollst mir darüber selbst deine Meinung sagen. Wenn du alle Tage gut Essen und Trinken und auch schöne Kleider hättest, wärest aber nicht gesund, hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Wenn du nun aber gesund wärest, und alles vollauf hättest, wärest aber ungezogen und würdest deswegen von allen Menschen verachtet und gehasset: hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sey nicht ungezogen, sondern gieb dir Mühe, daß du artig und sittsam werdest, damit die Leute dich lieb haben, weil du sonst nicht glücklich werden kannst!

Wenn du nun aber auch noch so viel Freunde hättest, wüßtest aber gewiß, daß der liebe Gott

dich nicht lieb hätte, weil du nicht fromm lebtest; wärest du da glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sey fromm, damit Gott dich lieben kann; sonst ist es ganz unmöglich, daß du glückselig werden kannst.

Damit du die Sache noch besser verstehen lernest, will ich dir etwas erzählen.

Ich habe einmal zwei Knaben gekannt; der eine hieß Christoph und der andere Martin.

Christoph hatte arme Eltern, Martin reiche.

Christoph lebte von Brod und Wasser, Martin von Torte, Braten, Thee und Kaffe.

Christoph hatte Kleider von grober Leinwand und Wolle, Martin von Seide.

Welchen hältst du nun für glückseliger?

Kind.

Martin.

Vater.

Höre mir nur weiter zu.

Christoph hielt seine schlechten Kleider reinlich und ordentlich, Martin hatte seine kostbaren Kleider immer beschmutzt und zerrissen.

Christoph war fleißig und sittsam, Martin faul und unbändig.

Christoph war bei seinen schlechten Speisen gesund, Martin war bei seinen Leckerbissen immer krank, und mußte einen Tag um den andern Arznei einnehmen.

Christophen hatten alle Leute lieb, Martin ward von allen Leuten verachtet.

Hältst du noch Martin für glückseliger, als Christophen?

Kind.

Nein; nun glaube ich doch, Christoph war glückselig, und Martin nicht.

Und da glaubst du ganz recht. Noch etwas will ich dir erzählen: höre mir zu, mein Kind!

Es lebten zwei Menschen in einer Stadt, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche hatte alle Tage viel köstliche Speisen, der Arme nicht einmal satt trockenes Brod.

Der Reiche hatte kostbare Kleider, der Arme ging halb nackend.

Der Reiche war gesund und guter Dinge, der Arme war krank und elend.

Der Reiche hatte immer viel Leute um sich, die sich seine Freunde nannten, und mit denen er schmausete und sich vergnügte; der Arme hatte keinen einzigen Freund, und niemand wollte ihm helfen.

Welcher von diesen beiden scheint dir nun glücklicher gewesen zu seyn? Der Reiche, oder der Arme?

Kind.

O der Reiche!

Vater.

So scheint es: aber gieb nur Acht, wie es am Ende ablaufen wird.

Der Arme bat den Reichen um einen Bissen Brodt; der Reiche wollte ihm selbst diesen nicht einmal gern geben.

Der Arme war ein frommer Mann und ehrte Gott, der Reiche war ein böser Mensch, und dachte nicht einmal an Gott.

Der Arme starb endlich, und kam in den Himmel, wo es ihm beständig wohl geht; der Reiche

starb endlich auch, und nun waren seine guten Tage alle. Nun kam er an einen Ort, wo es ihm sehr übel ging, wo er gemartert und geplagt ward, zur Strafe, weil er nicht fromm gelebt hatte.

Wer war nun glückseliger: der Reiche oder der Arme?

Kind.

O der Arme! Ja, gewiß, Vater, der Arme war glückseliger.

Vater.

Siehe also, wenn es bloß deinem Leibe wohl geht, so ist das keine wahre Glückseligkeit. Nur der Mensch ist wahrhaftig glückselig, den Gott lieb haben kann; dem wird es nicht nur, so lange er hier lebt, sondern auch nach dem Tode immer wohl gehen.

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. (Etwas abgeändert.)

Wie

Wie man's treibt, so gehts!

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe!
Keck sprach er allen Menschen Hohn
Das war so seine Gabe.

Manch Gängelband riß er entzwei
Zum Herzeleid der Zofe *);
Entwischte dann, und war er frei,
So schwärmt er wild im Hofe!

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestüm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt ihn loben!

Er sprang, er lief, er kletterte
Hoch über Zaun und Hecken;
Oft schrie die Mutter Ach und Weh!
Und sah es an mit Schrecken!

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt' hinüber springen.

*) Der Wärterin.

Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Roß im Stall,
Husch! war der Bube droben;
Und dann gings über Berg und Thal,
Daß Kieß und Funken stoben!

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth,
Und führten bittre Klage!

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh;
Ihn schreckten die Vokabeln!
Kaum hört er noch geduldig zu
Der Amme Wunderfabeln!

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt' der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungestüm und flüchtig;

Die edle Jugendzeit war hin,
Hans war zu nichts nun tüchtig.

Groß war er wol, doch ungeschickt,
Und seiner Eltern Schande!
Zuletzt ging er, von Schimpf gedrückt,
Aus seinem Vaterlande!

Was half ihm das? — Ihm fehlte stets
Geschick und Brodt und Ehre!
Denn, Freunde, wie man's treibt, so gehts;
Merkt euch die weise Lehre!

Was ist Mitleid?

Vater.

Nun, du bist spatzieren gewesen?

Kind.

Ja, Vater.

Vater.

Erzähle mir doch, was hast du denn gesehen? Was hast du gehört?

Kind.

Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler.

Vater.

Ich habe dir schon mehrmals gesagt, du sollst nicht Bettler sagen. Bettler ist ein schimpflicher Name, und wenn die Leute gleich arm sind, so muß man sie deswegen doch nicht schimpfen.

Kind.

Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, sondern nur lumpichte Kleider; das sah ganz abscheulich aus.

Vater.

Abscheulich? — Ich dächte vielmehr, erbärmlich. Was sagte denn der Arme?

Kind.

Er bettelte. — Nicht doch; er wollte gern etwas haben.

Vater.

Gabst du ihm nicht etwas?

Kind.

Lieber Vater, ich hatte nichts.

Vater.

Aber dauerte dich denn nicht dieser arme Mann?

Kind.

Nein, lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm, und lief so hurtig, als ich konnte.

Vater.

Das hättest du nicht nöthig gehabt; der arme Mann würde dir nichts gethan haben. Besser wäre es gewesen, wenn du Mitleiden mit ihm gehabt hättest.

Kind.

Was ist denn das, Mitleiden?

Vater.

Ich will es dir erklären. Wenn deine Mutter Kopfschmerzen hat, und auf dem Bette liegt: ist dir das lieb oder nicht lieb?

Kind.

Es ist mir nicht lieb.

Vater.

Also dauert dich alsdann deine liebe Mutter?

Kind.

Ja, Vater, sie dauert mich.

Vater.

Nun, eben dieses Dauern heißt man Mitleiden. Moritz ist dein guter Freund: warum weintest du denn, als er letzthin sich in die Hand geschnitten hatte und so viel Blut aus der Wunde lief? Fühltest du denn etwas davon?

Kind.

Ich fühlte wol nichts, aber es dauerte mich doch.

Vater.

Nun siehe, dieses Dauern ist Mitleiden; denn weil du ihn lieb hast, so wünschest du ihm lauter Gutes, nichts Böses: wenn er fröhlich ist, so freuest du dich mit ihm, und wenn er leidet, so leidest du mit ihm.

Du sollst aber alle Menschen lieb haben, und also auch mitleidig seyn, so oft du einen Kranken oder Elenden siehest.

Damit du ihnen aber auch eine Freude machen kannst, so mußt du von deinem Taschengelde immer etwas aufheben, um den Armen, die dich bitten, etwas geben zu können.

Kind.

Nun, das will ich auch gewiß thun, lieber Vater.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. (Etwas abgeändert,)

Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest ich sollte alle Menschen lieb haben.

Vater.

Ja, mein Kind, das sagte ich.

Kind.

O das kann man doch aber nicht!

Vater.

Warum nicht!

Kind.

Ja, den Heinrich kann ich doch unmöglich lieb haben!

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Weil er so ein böser Junge ist.

Vater.

Ist er das?

Kind.

Ja wol! Er ist immer so unartig, und so ungehorsam, und will andere Kinder immer schlagen.

Vater.

Ei, das ist häßlich.

Kind.

Na, siehst du, Vater, den kann ich doch unmöglich lieb haben?

Vater.

Freilich nicht so lieb, als den guten Jakob, der immer artig und folgsam ist, und keinem was zuwider thut; aber, wenn Heinrich in einen Graben fiele, und nicht wieder heraus könnte, wolltest du ihn liegen lassen, oder würdest du ihm die Hand reichen, um ihm wieder heraus zu helfen?

Kind.

Ich würde ihm die Hand reichen.

Vater.

Oder, wenn du sähst, daß ein Schwein in seinen kleinen Garten käme, und ihn umwühlte:

würdest du es wühlen lassen, oder würdest du es hinausjagen?

Kind.

Ich würde es hinausjagen.

Vater.

Oder, wenn du etwas dazu beitragen könntest, daß Heinrich seine Untugenden ablegte und artig würde, so artig, als Jakob ist, würdest du das nicht gerne thun?

Kind.

O sehr gern! –

Vater.

Du wünschest ihm doch also nichts Böses?

Kind.

Nein.

Vater.

Würdest es vielmehr gern sehen, wenn's ihm gut ginge, und bist bereit, ihm zu helfen, wenn du kannst?

Kind.

Ja.

Vater.

Vater.

Nun, liebes Kind, mehr verlangt man auch nicht von dir.

Kind.

Aber ich meine, ich sollte ihn auch lieb haben?

Vater.

Ganz recht; aber das heißt ja auch schon, jemanden lieb haben, wenn man wünscht, daß es ihm wohl gehe, und wenn man auch bereit ist, etwas dazu beizutragen.

Kind.

Ja denn!

Vater.

Freilich gibt es noch eine andere Art, jemanden lieb zu haben, wenn man nämlich gern in seiner Gesellschaft ist, und sich über ihn freut, weil er gut und liebenswürdig ist. Aber auf diese Art kann man nur die guten Menschen lieb haben.

Kind.

Ja, so habe ich den guten Jakob lieb!

Vater.

Und so kannst du den unartigen Heinrich nicht lieb haben, bis er auch wird artig geworden seyn: denn

denn wer mag mit unartigen Leuten gern in Gesellschaft seyn, oder wer kann sich über ihre Unarten freuen?

Was willst du nun aber thun, wenn er wieder zu dir kömmt, oder wenn er dich bittet, daß du wieder zu ihm kommen sollst?

Kind.

Ich will ihm sagen: er möchte sich erst bessern und nicht wieder so unartig seyn, sonst könnte ich nicht mit ihm umgehn.

Vater.

Gut, Kind; thue das, so wirst du ihn vielleicht auf bessere Wege bringen. Und glückt es dir, o dann freue dich! Dann hast du recht was Gutes gethan; und der liebe Gott, welcher Wohlgefallen daran hat, wird dich dafür lieben und es dir immer wohl gehn lassen.

C.

Was ist Ursache, und was ist Wirkung?

Vater.

Hast du schon gesehn, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Kind.

Ach ja, lieber Vater!

Vater.

Aber, weißt du auch die Ursache davon?

Kind.

Ursache? Ich weiß nicht, was du damit meinest.

Vater.

Ich wundre mich, daß du das nicht weißt: da du mich doch so oft um die Ursachen der Dinge fragst, die dir vorkommen.

Kind.

Ich?

Vater.

Du! Als ich heute zu Mittage mein Messer und meine Gabel weglegte, fragtest du da nicht: Warum ich nicht mehr essen wollte? Als dein Bruder gestern nicht in die Stube kommen wollte, fragtest du ihn da nicht: Warum willst du denn nicht herein kommen?

Kind.

Ja, das that ich.

Vater.

Nun siehe, mit diesem Warum? fragst du allemal nach der Ursache; z. E. wenn du sprichst: warum ist denn der Nelkenstock verdorrt? so heißt das eben so viel, als wenn du sprächst: ich möchte gern die Ursache wissen, warum der Nelkenstock verdorrt ist; oder, ich möchte gern wissen, was daran Schuld sey, daß der Nelkenstock verdorret ist. (Er giebt dem Kinde einen leichten Schlag mit der Feder.) Was war das?

Kind.

Ein Schlag.

Vater.

Wer war die Ursache davon?

Kind.

I, das warest du, Vater!

Vater.

Richtig. Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache etwas versteht, wodurch etwas hervorgebracht, oder gemacht wird. Aber weißt du auch, wie man dasjenige nennt, was von einer Ursache hervorgebracht oder gemacht wird?

Kind.

Nein.

Vater.

Das nennt man eine **Wirkung**; ich z. E. war die Ursache des Schlages, und der Schlag war eine Wirkung. — Laß doch hören, ob du mich verstanden hast! Nicht wahr, das Feuer, welches jetzt im Ofen brennt, macht, daß es hier in der Stube warm ist: was ist also das Feuer?

Kind.

O nun weiß ichs wol! Es ist eine Ursache.

Vater.

Aber was ist die Wärme in der Stube, die von diesem Feuer herrührt?

Kind.

O das weiß ich auch! Es ist eine Wirkung.

Vater.

Richtig! (Er nimmt ein Glas und schlägt mit dem Messer daran.) Was hörst du?

Kind.

Ich höre, daß es klingt.

Vater.

Gut; aber was ist nun wol die Ursache dieses Klingelns? Oder warum klingt das Glas jetzt, da es doch vorher nicht klang?

Kind.

Weil du mit dem Messer daran schlägst.

Vater.

Recht; also wird das Anschlagen die Ursache, und das Klingeln die Wirkung seyn. (Er nimmt einen Stahl, und schlägt mit dem Feuerstein daran.) Was siehst du da?

Kind.

Ich sehe Funken.

Vater.

Woher kommen denn die Funken?

Kind.

Sie kommen aus dem Stahle.

Vater.

Nicht so, mein Kind: denn wenn ich den Stahl auf dem Tische liegen lasse, oder ihn blos in der Hand halte: siehest du Funken herauskommen?

Kind.

Nein, da sehe ich keine.

Vater.

Oder siehst du aus dem Feuersteine Funken kommen, wann er auf dem Tische liegt?

Kind.

Nein, auch da sehe ich keine.

Vater.

Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Stahl schlage, siehe, so kommen Funken. Was ist also die Ursache der Funken?

Kind.

Das Anschlagen.

Vater.

Allerdings. Das Anschlagen ist die Ursache der Funken, und die Funken sind eine Wirkung des Anschlagens.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. (Etwas abgeändert.)

Kind.

Das Anschlagen.

Vater.

Allerdings. Das Anschlagen ist die Ursache der Funken, und die Funken sind eine Wirkung des Anschlagens.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. (Etwas abgeändert.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: 1

Braunschweig 1794

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.993(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108628-3
VD18 80481426-001